

Frankenland

Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des
fränkischen Volkstums
9. Jahrgang 1922



Herausgegeben von
Dr. Peter Schneider



Verlag „Der Bund“ Nürnberg

Druck und Eigentum der Buchdruckerei und Kunstanstalt
Konrad Triltsch, Würzburg-Aumühle

1 9 2 2

Inhalts-Verzeichnis

I. Verfasser:

- Sichelsbacher August, Hauptlehrer, Würzburg. (S. 24 ff., 54 ff.)
Fries Anton, Studienrat, Würzburg. (S. 64.)
Sießberger Dr. Hans, Stud.-Prof., Weißenburg i. B. (S. 29 f., 36 ff., 63 f.)
Graf Dr. Alfred, Schriftsteller, Nürnberg. (S. 33.)
Grözner Charlotte, Schriftstellerin, Römheld. (S. 23.)
Kelber Karl, Pfarrer, Schönberg i. Fr. (S. 47 ff.)
Marzell Dr., Stud.-Prof., Gunzenhausen. (S. 32.)
Oppenländer Gustav, Reg.-Baupl., Aschaffenburg. (S. 22 f.)
Schmaus Dr. Joh., Oberstudienrat, Bamberg. (S. 4 ff.)
Schmitt Cornel, Studiendirektor, Vohr a. M. (S. 60 ff.)
Schmitt Max, Studienprofessor, Würzburg. (S. 58 f.)
Schneider Dr. Peter, Stud.-Prof., Würzburg. (S. 1 ff., 18 ff., 30 ff., 34 f., 41 f.)

II. Beiträge:

1. Aufsätze:

a) Zur Geschichte:

- Hegenbrand. Von A. Sichelsbacher. S. 24–28, 54–57.
Unter den Zinnen der alten Burg Schönberg. Von K. Kelber. S. 47–54.

b) Zur Kunstgeschichte:

- Vom Bruchsaler Schloß. Von M. Schmitt. S. 58–59.

c) Zur Stammesgeschichte:

- Die Herkunft der Franken. Von J. Schmaus. S. 4.–17.

d) Zum fränkischen Schrifttum:

- Neue mainfränkische Mundartdichtung. Von E. Schmitt. S. 60–62.

e) Zur Volkskunde:

- Über die Herkunft des Anklopfens, eines verschwindenden Adventsbrauches. Von H. Sießberger. S. 36–41.
Ein fränkisches Kasemattentied. Von P. S. S. 41–47.

f) Zur Pflege des Stammeinstums:

- Von der Erziehung zum Frankentum. Von P. Schneider. S. 18–22.

2. Mitteilungen:

- Der Frankenbund lebt. S. 1–4.
Die 2. Vertreterversammlung des Frankenbundes. S. 34–35.

3. Nachruf:

- Dr. Fr. W. Pfeiffer †. Von E. D. S. 22–23

4. Gedichte:

- Eines fränkischen Bauernburschen Heimkehr von der Front 1918. Von Ch. Grözner. S. 23.
Bamberg. Von A. Graf. S. 33.

5. Buchbesprechungen:

- Heimatspflege. Von H. Bartmann. S. 29 (H. Sießberger)
Deutsche Volkskunde im Grundriß. Von Karl Reuschel. S. 29 (H. Sießberger)
Das deutsche Dorf. Von R. Mielke. S. 29 (H. Sießberger)
Deutsche Feste und Volksbräuche. Von E. Fehrle. S. 29 (H. Sießberger)
Sagen und Geschichten aus Mittelfranken. Von Th. Aufsberg. S. 30 (H. Sießberger)
Weißenburger Heimatbücher. S. 30 (H. Sießberger)
Auf der Insel. Von M. Gebhardt. S. 30 (P. S.)
Würzburg. Steinzeichnungen von H. Dickreiter. S. 30 (P. S.)
Gunzenhauser Heimatbote. S. 30 (P. S.)
Würzburger Straßen und Bauten. S. 31 (P. S.)
Gedichte. Von W. Glöggler. S. 31 (P. S.)
Geologisch-botanische Heimatkunde von Nürnberg und Umgebung. Von H. Scherzer. S. 32 (Marzell)
Da Weimilla vo Ermaftot und mâr sötta. Von Chr. Beck. S. 63 (H. Sießberger)
Frankenland. Ein Heimatbuch. Herausgegeben von J. Beck usw. S. 63 (H. Sießberger)
Sagen und Geschichten aus Oberfranken. Von E. Grimm. S. 64 (H. Sießberger)
Altfränkische Sagen und Märchen. Von E. Mehmer. S. 64 (H. Sießberger)
Turnerjugend. Von B. Brüning. S. 64 (A. Fries)




Frankenland

Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde.

Werkblatt des Frankenbundes. Werkblatt der Vereinigung der Freunde der Frankengruppe. Mitteilungsstelle der Arbeitsgemeinschaft unterfränkischer Volksbildungsvereine und des Bayerischen Landesvereins für Familienkunde.

Inhalt: Der Frankenbund lebt. Von Dr. Peter Schneider. — Die Herkunft der Franken. Von Dr. J. Schmaus. — Von der Erziehung zum Frankentum. Von Dr. Peter Schneider. — Dr. Fr. W. Pfeiffer †. — Eines fränkischen Bauernburschen Heimkehr von der Front 1918. Von E. Gröbner. — Segenbrand. Von A. Eichelsbacher. — Volkskundliches Schrifttum. Von Dr. H. Siebinger. — Buchbesprechungen.

Der Frankenbund lebt

ämlich, er war schon einmal totgesagt. In der Saure-Surkenzeit 1921 hatte sich dies Gerücht in der heißen Luft von Würzburg verbreitet. Da solche Todeserklärungen gewöhnlich langes Leben bedeuten, haben wir damals mit dem alten Römerspruch ausgerufen: Omen accipio! Die Götterbotschaft hör' ich gern! Möge der Bund von der Fama noch öfter totgesagt werden! —

Und er lebt nicht nur, er lebt kräftig. In den anderthalb Jahren seines Lebens hat er schon eine Menge Arbeit geleistet. Was sozusagen hinter den Kulissen — ohne Bild: am Schreibtisch, vor aufgestapelten Briefen und Postkarten, in mündlichen Unterhandlungen — was also auf diese Art gearbeitet wurde, das sei hier nur angedeutet. Aber schon äußerlich springt die geleistete Arbeit in die Augen. An drei Stellen sind durch Gründung von Gruppen die äußersten Grenzen erreicht, die wir innerhalb Frankens erreichen können: im Nordwesten durch Alzenau und Schöllkrippen, im Südwesten durch Heilbronn am Neckar, im Süden durch Gunzenhausen an der Altmühl, im Südosten durch Nürnberg; der nördlichen und nordöstlichen Grenze wenigstens nahe gekommen sind wir durch Römhild im Grabfeld und durch Kulmbach; an dieser Stelle freilich müssen noch weiter nördlich gelegene Punkte erreicht werden. Der opferwilligen Mitarbeit zahlreicher fränkischer Männer und Frauen kann nicht genug Dank gesagt werden. Mögen sie insgesamt sich geehrt fühlen, wenn ich als ihren Vertreter hier unseren Nestor nenne: den nimmermüden, jugendlich arbeitskräftigen Herrn Medizinalrat Dr. Eidam in Gunzenhausen, an Rüstigkeit und Begeisterung für uns alle ein leuchtendes Vorbild. —

Die zahlreichen Versammlungen, die im Frankenbund schon stattfanden, beschäftigten viele Köpfe und Hände. Gesangvereine haben sich mehrerorts freudig in den Dienst unserer Sache gestellt. Um nur einen Namen zu nennen, so sei hier das

Würzburger Kunertsfährndlein angeführt, das sozusagen an der Wiege des Bundes stand. Mehrere Herren waren als Redner tätig. Wir brauchen aber noch mehr Redner. Wir bitten dringend, daß Männer, die das Wort und einen bestimmten Gegenstand fränkischer Art beherrschen, sich bei uns melden, um die verschiedenen Gruppen des Bundes an den Früchten ihrer Forschungen und Erkenntnisse teilnehmen zu lassen. —

Reich an Erfahrungen war für uns die achtzehnmönatige Lebensdauer des Bundes, und glücklicherweise reicher an angenehmen als an bitteren. Eine Erfahrung sei angeführt. Als die Gründung des Bundes im Gange war, da hieß es: Der und der muß unbedingt herangezogen werden. Unter anderem wurden wir damals auf einen bekannten, vielbeschäftigten Herrn irgendwo in Franken aufmerksam gemacht: ohne diesen großen Organisator könne die Sache nicht gemacht werden. Nun, man wollte sich die Mit Hilfe des großen Organisators nicht entgehen lassen. Man schrieb ihm wiederholt, man machte Besuch und hinterließ bei dem nicht Angetroffenen erneute Einladung zur Mitarbeit. Aber — man erhielt nicht einmal eine Antwort. Und daraus ergibt sich, daß man im allgemeinen nicht auf die Hilfe solcher rechnen soll, die, gut fränkisch ausgedrückt, das Peterle auf allen Suppen oder der Hans auf jeder Kirchweih sind. Denn es gibt Leute — sagt bereits Shakespeare — die nur das billigen, was in ihrem Kopf entsprungen ist. Und auch dies ist sicher wahr, daß es die „Organisation“ allein nicht tut, wenn nicht das Herz dabei ist. Groß in der „Organisation“ sind bekanntlich auch die Ameisen und die Krähen.

Eine andere Erfahrung war die, daß sich zuerst merkwürdigerweise manche schon bestehende Vereinigungen gegen unseren Bund mißtrauisch verhielten. Glücklicherweise hat sich längst die Überzeugung durchgesetzt, daß der Frankenbund nicht nur keine „Konkurrenz“ von schon vorhandenen Vereinen ist, sondern daß sich mit ihm und mit seiner Zeitschrift sehr wohl auch zusammenarbeiten läßt zur Bewältigung gemeinsamer Aufgaben. Wir stehen in aussichtsreichen Unterhandlungen mit verschiedenen fränkischen Geschichtsvereinen. Dem Frankenbund förmlich angeschlossen hat sich bis jetzt die Vereinigung der Freunde der Frankengruppe (Geschäftsstelle: Neues Graphisches Kabinett Würzburg, Kaiserstraße 7). Diese Vereinigung hat es sich zur Aufgabe gemacht fränkische Kunst zu fördern und insbesondere Veröffentlichungen vornehmlich graphischer Werke zu billigen Preisen zu veranstalten. Sie liefert jedem Mitglied jeweils kurz vor Weihnachten kostenlos eine wertvolle Jahresgabe, bestehend in einem Werk oder in Werken der in der Frankengruppe vereinigten Künstlerschaft, welcher angehören: Ferdinand Brod, Dresden; Friedrich Heuler, Würzburg; Hans Baumann, Freising; Mayer Lukas, Köln am Rhein; C. Th. Prohen, München; Anton Rausch, München; Karl Ritter, München; Erik Schöffler, München; Peter Würth, Weitzhöchheim; Anni Kundmüller, München. Die Vereinigung erhebt einen Jahresbeitrag von 75 Mark, der sich für Mitglieder des Frankenbundes auf 50 Mark ermäßigt. Der Wert der Jahresgabe pflegt die Höhe des Jahresbeitrags erheblich zu übersteigen. Wir laden unsere Mitglieder ein sich den Freunden der Frankengruppe anzuschließen.

Auch sonst wird unser Bund jede Gelegenheit ergreifen die fränkische Kunst fördern zu helfen. Echt fränkische Kunst zeigt auch die neue Titelseite unserer Zeitschrift. Bisher erfreuten wir uns an der von Otto Rückert entworfenen, im Vier-

farbendruck prangenden Umschlagseite. Die Zeitverhältnisse forderten gebieterisch eine Vereinfachung; sicherlich steht aber der neue, von Otto Hofmann entworfene Umschlag an Wirkung hinter dem früheren nicht zurück. Der dargestellte Charakterkopf gehörte einem echten Franken an, der aus Kürnach bei Würzburg stammte. Voll und bedeutsam schaut er uns entgegen, den mächtigen Dreispitz tief in die Stirn gedrückt, und seine Züge deuten nicht zwar auf eigene geistige Durchbildung, wohl aber auf die ungebrochene völkische Kraft des Standes und des Stammes, denen er entsprossen. Daß der Künstler einen Bauernkopf darstellte und daß wir seine Wahl gebilligt haben, das ist nicht etwa eine Verbeugung vor einem Stand, den wir zum Leben unumgänglich notwendig brauchen, sondern das entspringt unserem Wissen von den Quellen der Kraft und der geschichtlichen Leistungen des fränkischen Stammes.

Wie können wir nun das zeitgenössische Schrifttum in Franken am besten fördern? Natürlich dadurch, daß wir die Werke unserer Franken kaufen. Wir werden aber auf sie aufmerksam gemacht durch unsere Zeitschrift und durch die Versammlungen der einzelnen Gruppen. Denn in diesen Versammlungen werden Werke des fränkischen Schrifttums ganz oder bruchstückweise vorgelesen. Die Würzburger Gruppe kommt alle acht Tage zusammen. Das wird sich nicht überall ermöglichen lassen; aber in jedem Monat einmal sollten die Mitglieder jeder Gruppe zusammentreffen — nicht zu großen, kostspieligen Veranstaltungen, sondern zu unterhaltenden und fördernden Abenden im engen Familienkreise. Ja, so darf ich sagen; denn nichts schweißt die Mitglieder des Bundes besser zu einer großen Familie zusammen als diese Abende, auf denen — so ist es in Würzburg — Herzlichkeit und feiner fränkischer Humor das Szepter führen.

Bis Ende April dieses Jahres bestanden Gruppen in folgenden Orten: Alzenau und Umg., Bamberg, Bamberg-Land, Bergtheim und Umg., Burggrumbach (als Abteilung der Gruppe Bergtheim), Eltmann und Umg., Eßleben, Gunzenhausen, Hallstadt am Main, Haßfurt, Heilbronn a. N., Holzkirchen bei Würzburg, Ingolstadt an der Donau, Karlstadt und Umg., Kitzingen, Kulmbach, Münnerstadt, Nürnberg, Obernburg u. U., Ochsenfurt, Rimpf, Römheld, Schöllkrippen, Stadtlauringen, Weisenburg i. B., Werneck, Würzburg.

Auf herzerfrischende Art wurde die Gründung der Heilbronner Gruppe von der Zeitung „Dorf und Stadt“ in Heilbronn in Nr. 43 (1921) folgendermaßen begrüßt:

Aebbas iwer d Ortsgrubba vum Frankabund. Jh bin ah eiglada worda, um in Hallbrunn ah Ortsgrubba vumm Frankabund häßla z grinda un des Kind isch schmärzlos gebora un ah gleich vum edlich waschächde fränkische Gvadderleit aus dr Daaf ghowa worda; freile dr Daafschmauß hat gkählt, awer so ganz trocka ischs annawäch ned herganga, merr henn denn Daafsling mit Bier, Moschd, Wei un Sacherinschammbannier begossa. . . .

Do wärda eh gleich widder so ah haar Nörchler saacha: Waf will denn dr Konrad bei de Franka, der muaf doch iwerall vorna dranna sei, waf gehn denn eh denn d Franka ah, des isch doch ah Sch wob un ka Frank. . . .

Merr henn doch in Hallbrunn Verei un Vereila gnuach — un eh ah no ah Ortsgrubba vum Frankabund, des isch so uhnedich wie a Krobz un widder ah Grund zum ins Wärtshaus laasa. . . .

Numma schäd, un ned scho widder da Schnawl gwehd un lend mi amol z ärschd schwäga, waf die Ortsgrubba aidhendlich will, no könnat dr ärschd s Maul uffreißa. Verschdanda! . . .

Als Bua have ah ned gwist, daß-e ah Frank un ka Sch wob bin. In dr Schual hat mei Lehrer nia äbbas dou verlauda lassa, merr hat in dr Haabtschach sei Schbrich un Liader glernt, no hat ses ghebb. Iwer se äbbas hat merr friser iwerhaabt ned dischkudiert, do hebbs ghaassa, des isch dumms Zeuch. . . .

Merr hat äwa ahgnumma, wär in Wärdabärch uff d Wält kummt, des isch ah Schwob un nix andersch, do hats gar nix gäwa, un ih glaaw do hebb mancher in unsra Gegend rumm die gröschde Hendel ahgfangen, wenn merr gsaacht hebb, er sei ah Frankl. . . .

Ih glaaw, das es no viel in Hallbrunn rummlaafa, die none wissa, das se Franka un ka Schwoba senn. . . .

Deswächa wille s es Jedam saacha, ders none waas: Mir Hallbrunner un was no drumm rumm isch un no verschiedane Dweränder drzua, senn Franka un ka Schwoba.

Was d Hallbrunner Ortsgrubba vumm Frankabund, der sein Haabtsitz in Wärbord hat, aichentlich will, isch: des eigischlose fränkische Schammesbewußtsei widder uffweck un jedam Franka saacha, wu-r na ghärt, wann-r s nimme waas, un alle die schöne alte Bräuch un Sida vum unsere Vorfahra widder, sowetts äwa geht, uffläwa z lasa; mit ahm Wort gsaacht widder fränkisch fühlä, denka un handeln lärna.

Awer mir Franka wölla ah no äbbas un mit allam Rechd!

Mir wärda vun es ah mit Wortä un Dada ganz energisch do drgeha uns zor Währ seka, das merr uns Wärdabärcher ned vun owa bis unda ah verschwobd, das allas in ahn Hassa neigschmiffa un iwer ahn Ramm gschora wärd. . . .

Mir Franka lasa uns wedder vun de Bliß, noch Knöbfls- odder gar vun denne rogiche Schbichelschwoba ann d Wand nahdrick; denne wölla merrs uff guat fränkisch saacha, das merr Franka senn un bleiwa wölla!

Seit awer d Eisebahna d Lender dorchquwära und d Leit ah-nander näher bringt, ischs ned z vermeida gwä, das merr ann Menschaschlaach raa (rein) erhalda hat konna, iwerall hats Mischling gäwa un ah bei de Franka.

Am lengschda henn, was des ahbelangt, unser hiasiche Wengerter ausghalta, die henn friher ned amole gären aus dr Verwandtschaft nausgheiert.

Im allgemaana ischs äwa so dr Brauch gwä, das Ahner vumm Schband widder Ahne vumm Schband gheiert hat, an ah Fremde, an so ah Reigschlubde, isch ka Dradenkas gwä. Awer allaweile ischs ah bei de Wengerter nimme so, die miaffa druff gucka, das se Ahne kriacha wu mit naus geht und wenn se vun Burdehude isch.

Zum Schluß have no z saacha, das in unsra Ortsgrubba ah jeder Frank odder wäre fränkisch fihlt un denkt, hätzlich willkumma isch, des haast, wenn-r ah ordalicher Kärle isch. . . Deswächa rufa alle Franka vun hia un dr Umgäwing zu: Numma rei ind Hallbrunner Ortsgrubba vumm Frankabund, s wärd kaan reia!

Landsleit vun alle Himmelsrichdinga senn scho do! Vorr Underhalding un Abreching vors Härz un s Gmiat wärd ah gschd. Ihr därfat numm kumma, s isch allas do!

Die Herkunft der Franken

Vortrag, gehalten am Frankenabend der Gruppe Würzburg am 19. Oktober 1921 von
Oberstudienrat Dr. Johann Schmaus.



ur Zeit, als Tacitus seine Germania schrieb (98 n. Chr.), erstreckten sich die Wohnsitzte der freien Germanen vom Mittel- und Niederrhein bis zur Weichsel, von der Nord- und Ostsee bis zur Donau. Auf dem freien Gelände zwischen düstern Wäldern und unheimlichen Sümpfen wohnten schier zahllose Völker und Völkchen, häufig durch wüste Strecken voneinander getrennt und öfter sich befehdend als geeint, ein rechtes Bild germanischen Sonderlebens. Ein anderes Aussehen bietet eine Karte Germaniens ungefähr 400 Jahre später. Die östlichen Stämme hatte die Sehnsucht nach glücklicheren Gefilden bis nach Italien, Gallien, Spanien und über die Meerenge von Gades nach Afrika geführt, wo sie bald unter einem anderen Himmel und in einer anderen Kultur ihr

Volkstum einbüßten und fast spurlos in der Menge der Romanen verschwanden. Die westlichen Stämme aber hatten sich zu großen Gruppen geeinigt: den Rhein hinunter an beiden Seiten saßen die Alamannen und Franken, in ihrem Rücken drängten die Bayern, Thüringer und Sachsen. Keiner dieser Volksnamen findet sich bei Tacitus. Die Sachsen werden zum erstenmal genannt von dem Geographen Ptolemäus um 170, dann die Alamannen von dem Geschichtschreiber Dio Cassius um 213, weiterhin die Franken um 242, ferner die Thüringer in der Mulomedicina (Tierheilkunde) des Vegetius um den Ausgang des 4. Jahrhunderts und schließlich die Bayern in der Gotengeschichte des Jordanis um die Mitte des 6. Jahrhunderts. Doch wenn auch die Namen der spätern deutschen Volksstämme Tacitus fremd sind, ihre Ahnen müssen doch bei ihm erwähnt sein, wenn auch unter einer anderen Bezeichnung. Und nach manchen Irrgängen und gelehrten Streiten hat man sich auch bezüglich der Alamannen, Sachsen, Thüringer und Bayern geeinigt, wenigstens was den Kern dieser Stämme betrifft. Die Alamannen führt man zurück auf die Semnones, die vordem im Gebiet der Havel und Spree saßen, die Sachsen auf die Neudigner, eines der sieben Nertthusvölker auf der jütischen Halbinsel, die Thüringer auf die Hermunduren, worauf schon der Name deutet, und die Bayern auf die Markomannen, die im Anfang des 6. Jahrhunderts aus Böhmen in ihre heutigen Wohnsitze zogen. Nur über die Franken steht ein einheitliches Endurteil noch aus, obwohl doch schon vor mehr als 1000 Jahren die Frage von ihrer Herkunft die Gemüther bewegt und zu einer Beantwortung gedrängt hat. Wie damals die Antwort ausgefallen, sei kurz erwähnt.

Im Jahre 613 wurde eine Chronik verfaßt, die unter dem Namen des Scholastikers Fredegar geht und gar wunderliche Dinge von den ersten Franken zu erzählen weiß, insonderheit ihre Abstammung von flüchtigen Trojanern herleitet. Kurz gefaßt lautet der Bericht also: „In zwei Abteilungen verließen trojanische Flüchtlinge ihre Vaterstadt. Die eine wendete sich nach Mazedonien, verschmolz mit den dortigen Bewohnern und erhielt deren Namen. Die andere wählte einen König Francio, nach dem sie Franken genannt wurden, streifte durch Asien und ging dann nach Europa hinüber. Hier an der untern Donau, zwischen dem Schwarzen Meer und Thracien, zweigte sich eine Schar von ihnen ab, wählte Torquot zum König und nannte sich nach ihm Turquen. Der Rest zog nach Westen, ließ sich am Rhein nieder und wählte, da ihre Zahl durch die vielen Kriege und die Absplitterung Torquots und der Seinen sehr zusammengeschmolzen war, nur mehr Herzoge aus seiner Mitte.“ So Fredegar. Seine Erfindung fand allgemeinen Beifall und der Glaube an ihre Wahrheit wurde das ganze Mittelalter hindurch nicht erschüttert; ja es wurden immer mehr Beweise für sie zusammengetragen. So hatte in der Nähe von Xanten Kaiser Trajan die Kolonie Trajana gegründet. Da dieser Ort im Volksmunde Trojana und abgekürzt auch Troja hieß, so hatte man eine weitere ausgezeichnete Stütze und flugs nannte man dieses rheinische Troja das „Kleine Troja“, Troia minor, im Gegensatz zum asiatischen Troja, das man als das „Alte Troja“ bezeichnete. Ihren Höhepunkt erreichte die fränkische Trojanersage durch den Humanisten Erithemius, der 1462 im Dorfe Tritenheim an der Mosel geboren, 1483 zum Abt des Benediktinerklosters Sponheim bei Kreuznach erwählt wurde und von 1506–1516 bis zu seinem Tode die gleiche Würde im Schottenkloster zu St. Jakob in Würzburg bekleidete. Dieser legt in seiner Schrift „De origine regum et gentis Francorum“ eine lückenlose Geschichte

der Franken dar von 440 v. Chr. bis zur Absetzung des letzten Merowingers Childerich und der Wahl Pippins zum Frankenkönig (751). Er sinnt uns an zu glauben, daß im Monat Hekatombaion (im April, wie er erklärend hinzufügt) des Jahres 433 v. Chr. 170 658 Gewappnete, im ganzen 489 360 Seelen, ungerechnet die Sklaven, vom Schwarzen Meer nach Deutschland aufbrachen, und führt dann bis Chlodwig einschließlich die Thaten von 47 Königen vor, die theils griechische theils deutsche Namen tragen. Alle diese Nachrichten verdankt er nach eigenem Geständnis dem Geschichtschreiber Hunibald, der zur Zeit Chlodwigs lebte. Freilich als Kaiser Maximilian I. in erklärlicher Wißbegier den Koder Hunibalds einzusehen wünschte, kam Trithemius in nicht geringe Verlegenheit und suchte mit allerlei Ausflüchten dem Verlangen des Kaisers auszuweichen. Denn dieser Geschichtschreiber hat in Wirklichkeit niemals gelebt, sondern ist nur von Trithemius erfunden worden, um seinen Fabeleien mehr Gewicht zu geben.

Nach Trithemius begann mehr und mehr das Vertrauen auf die Erzählungen von der trojanischen Herkunft der Franken zu schwinden. Andere Ansichten tauchten auf, gegründet auf die Berichte alter Schriftsteller. Ehe ich sie aber vorführe, ist es nötig die Frühgeschichte der Franken und zwar zunächst ihres Urstammes, der salischen Franken, zu verfolgen.

Der Frankenname erscheint zum erstenmal um das Jahr 242 bei Flavius Vopiscus, einem der *scriptores historiae Augustae*, d. i. einem derjenigen Schriftsteller, welche die römische Kaisergeschichte von 117–284 in Einzeldarstellungen behandelt haben. Damals war der römische Kaiser Gordian III. in einen Krieg mit dem tatkräftigen und eroberungslustigen Sasanidenfürsten Sapor I. verwickelt. Begleitet von seinem Gardepräfekten Timistheus brach er nach dem Osten auf und es gelang ihm auch die Feinde zu Paaren zu treiben. Aber unterdessen drangen über die geschwächte Rheingrenze — die Besatzungen daselbst waren zum Teil zum Perserkriege aufgeboten worden — Germanen nach Gallien ein und unter diesen Eindringlingen werden auch Franken genannt. Ein Trupp von ihnen näherte sich sogar Mainz. Aber in dieser Festung stand ein Tribun, Aurelian, den die Soldaten wegen seiner Entschlossenheit „*manu ad ferrum*“ (Hand am Schwert) nannten und der später den Kaiserthron bestieg. Er überrumpelte die Franken, erschlug ihrer 700 und ließ 300 als Sklaven verkaufen. Dieser Erfolg machte Aurelian, der bereits früher einen Sieg über die Sarmaten errungen hatte, zum volkstümlichen Helden. An Ferientagen führten die Kinder Soldatentänze auf und sangen dazu das Liedlein:

Tausend Franken allzumal und auch tausend Sauromaten
Liegen da, von uns erschlagen; tausend Perser wollen wir.

Bald schweiften die Gedanken und Beutezüge der Franken über das Nachbarland Gallien hinaus. In der Zeit des Kaisers Gallienus (253–268) drangen Frankenscharen bis nach Spanien, machten Tarragona einem Trümmerhaufen gleich und ein Teil versuchte sogar einen Abstecher nach Afrika, da ihm ein günstiger Zufall Schiffe in die Hände gespielt hatte. Unwillkürlich erinnert man sich bei dieser Nachricht an ein Sprüchlein, das im Mittelalter über die Franken umlief:

Francum et malum nummum
 Portat diabolus per omnem mundum.
 (Den Franken und schlechtes Geld
 Trägt der Teufel durch die ganze Welt.)

Aus dem Umstande, daß sich im Jahre 242 Franken in der Nähe von Mainz zeigten, glauben manche Forscher schließen zu müssen, daß ihre Sitze auf der rechten Rheinseite gegenüber dieser Festung lagen. Allein sie kamen aus weiterer Ferne, aus den sumpfigen Strichen rechts vom Niederrhein. Der griechische Geschichtschreiber Prokopius bezeichnet ausdrücklich diese Gegend als Ursitz der Franken und Kaiser Probus (276—282) führte dort hartnäckige Kämpfe mit ihnen. Um sie zu schwächen, verpflanzte er einen Teil von ihnen auf römischen Boden, und um ihnen ja den Gedanken an die Heimkehr zu benehmen, führte er sie weit nach Osten und siedelte sie am Schwarzen Meere an. Aber gerade dadurch gab er ihnen Gelegenheit zu einem Wagestück, das noch viele Menschenalter nachher die Gemüter mit Schrecken zugleich und Bewunderung erfüllte. Sie brachten eine Anzahl Schiffe in ihre Gewalt, die Sehnsucht nach den freien Volksgenossen in der Heimat regte sich gewältig und nun hob eine wilde und verwegene Fahrt an, die in der Korsarenchronik kaum ihresgleichen hat und jenen Zug nach Spanien noch in den Schatten stellt. Auf ihrer Fahrt durch das Mittelmeer brandschaften sie die Städte Kleinasiens und Griechenlands, stiegen in Sizilien ans Land und eroberten das auf seine früheren Seesiege so stolze Syrakus, suchten die Küsten Afrikas heim und konnten erst von da vertrieben werden, als die Besatzung von Karthago gegen sie anrückte. Dann gingen sie wieder auf ihre Schiffe und kehrten wohlgemut durch die Säulen des Herkules in ihre Heimat am Niederrhein zurück. In der Folgezeit beunruhigten sie im Bunde mit den Sachsen die gallische Nordküste und schleppten auf ihren Raubkähnen reiche Beute heim. Aber bald, in der ersten Hälfte der Regierung Diokletians, begnügten sie sich nicht mehr mit Plünderungszügen, sondern dachten ernstlich daran, mit Weib und Kind in überrheinisches Land einzurücken und sich hier dauernd niederzulassen. Sie wählten sich zu diesem Zwecke nicht entlegene Gebiete aus wie die Ostgermanen, sondern das an ihre germanischen Wohnsitze grenzende Land und das war die Insel Batavia zwischen Rhein und Waal. Dieser Plan verwickelte sie in schwere Kämpfe mit Konstantius Chlorus und seinen Nachkommen, namentlich mit Konstantin dem Großen. Wiederholt zurückgeworfen, grausam von den erbitterten Siegern behandelt — mehrere Male rötete das Blut fränkischer Gefangener die Arena von Trier — ließen sie nicht ab, bis ihnen nach 50jährigem Ringen, im Jahre 342, der hohe Ruhm zuteil wurde, zuerst von allen germanischen Stämmen sich einen römischen Gebietsteil dauernd angeeignet zu haben.

Bald nach der Besitzergreifung Batavias überschritt eine Abteilung Franken mit Weib und Kind und Herden die Waal und Maas und breitete sich in der Landschaft Torandria zwischen unterer Maas und Schelde aus, in dem heutigen Nordbrabant. Hier traf sie im Jahre 358 der spätere Kaiser Julianus Apostata, der von seinem Vetter Konstantius II. als Statthalter nach Gallien geschickt worden war; er beließ sie in den angemasteten Sitzen, wahrscheinlich dazu veranlaßt, weil er in ihnen kraftvolle Verbündete gegen andere germanische Stämme, namentlich gegen die ebenfalls nach gallischem Boden lüfternen Sachsen, gewinnen wollte. Das ebengenannte Jahr 358 ist insofern wichtig für die

Frankengeschichte, weil uns da zum erstenmal der Name Salier genannt wird und zwar von Ammianus Marcellinus.

Durch die Ansiedlung der Franken in Torandria war ihr Vormarsch auf ungefähr 70 Jahre zum Stillstand gekommen. Aber unter dem kriegerischen König Chlodio wälzte sich um 428 aufs neue eine fränkische Völkerwelle nach Süden. Zwar trat Aetius, der letzte bedeutende Weströmer, ihr entgegen, aber seine Lobredner wissen nichts weiteres zu erzählen, als daß es ihm gelang, eine fränkische Hochzeit zu stören und die blonde Braut zu rauben. Aber die Franken ließen sich dadurch nicht beirren, eroberten die Städte Tournai und Cambrai und gelangten bis zur Somme.

Ich will die Geschichte der salischen Franken nicht weiter verfolgen, wie sie in der großen Völkerschlacht auf den Katalaunischen Gefilden 451 gegen die Hunnen kämpften, wie der reißige Held Childerich ein Leben voll von Kämpfen und Abenteuern führte, bis er in vollem Fürsten- und Waffenschmucke seine letzte Ruhestätte in Tournai fand, wie sein Sohn Chlodwig, von Gregor von Tours als *egregius pugnator* bezeichnet, durch Kraft und List die Frankensämme einigte. Es dürfte das früher Vorgeführte genügen, um die Frage über die Stammväter der Salier zu lösen und irrigte Meinungen zurückzuweisen.

Der bayerische Oberfranke Kaspar Zeuß aus Vogtendorf bei Kronach, der Verfasser des hochbedeutenden Werkes „Die Deutschen und die Nachbarstämme“, sah in den Sugambren, einem Volksstamm, der zur Zeit Cäsars zu beiden Seiten der Sieg wohnte, die Vorfahren der salischen Franken. Diese Annahme fand um so mehr Billigung, als sie durch das Wort gestützt schien, das der Bischof Remigius von Rheims dem Chlodwig bei seiner Taufe zugerufen hatte: *Mitis deponere colla, Sugamber!* Aber abgesehen davon, daß die Sitze der Sugambren viel weiter rheinaufwärts lagen als die der Salier, wurden die Sugambren bereits im Jahre 8 v. Chr. in ihrer Hauptmasse — 40 000 Seelen — auf das linke Rheinufer verpflanzt, erhielten einen andern Namen, den der Kugerner, und fielen allmählich der Romanisierung anheim; der Rest, der auf dem rechten Rheinufer zurückblieb, spielte keine Rolle mehr. Der Name Sugamber verschwindet in der ernsthaften Geschichtschreibung und erhält sich nur hartnäckig bei Dichtern, die ihn teils für die Franken teils für die Germanen überhaupt gebrauchen; gab er doch dem Hexameter einen volltönenden Abschluß, so in den Worten des Remigius, die ja die zweite Hälfte eines Hexameters bilden.

Eine andere Vermutung stellte Müllenhoff auf, der zweite hervorragende Vertreter der deutschen Altertumskunde. Er erblickte in den Batavern, die sich mindestens schon in der Zeit des Augustus von den Chatten abgetrennt und die Insel zwischen Rhein und Waal besetzt hatten, den Grundstock der salischen Franken. Sybel und andere pflichteten ihm bei und rechneten auch die vorhin genannten Kugerner sowie die Kannenefaten, ein Völkchen in der heutigen Provinz Nordholland, dazu. Aber auch diese Vermutung kann nicht richtig sein. Wir wissen, daß die Salier erst im Laufe des 4. Jahrhunderts n. Chr. dauernde Wohnsitze in der Batavia erhielten, während die Bataver schon um Christi Geburt dort ansäßig waren.

Das Richtige scheint eine neuere Meinung zu treffen, die von Ludwig Wilser und Rudolf Much verteidigt wird, übrigens schon von Heinrich von Falkenstein in seinen „Nordgauischen Altertümern“ mit den Worten ausgesprochen wurde: „Ich sollte fast

mutmaßen, die Chauci wären diejenigen Völker, die nach der Zeit nebst anderen den Namen der Franken überkommen und angenommen“.

Zur Prüfung dieser Behauptung muß eine kurze Übersicht über die Geschichte der Chauken geboten werden.

Zur Zeit, als Drusus seine Feldzüge nach Germanien unternahm (12–9 v. Chr.), wohnten die Chauken zu beiden Seiten der Weser östlich von den Friesen, teils an der Küste, teils im Innern des Landes. Von den Römern unterworfen stritten sie in den Kämpfen zwischen Germanicus und Arminius an der Seite der Landesfeinde; daß sie Arminius aber doch im Herzen zugetan waren, zeigten sie auf dem Schlachtfelde von Idistaviso (16. n. Chr.), wo sie dem bedrängten Freiheitshelden freie Bahn durch ihre Reihen gaben. Aus ihrer spätern Geschichte sind hauptsächlich zwei Punkte zu erwähnen: sie unternahmen häufig Raubzüge zur See nach Gallien, so in der Zeit des Kaisers Claudius (41–54), und sie erweiterten ihr Gebiet nach Westen hin. Im Jahre 58 vertrieben sie die Amisvarier an der untern Ems und wohl auch die Friesen aus der Nähe von Groningen; denn hier erinnerte noch im Mittelalter die Landschaft Hugmerchi (d. i. Mark der Hugen oder Chauken) an ihren einstigen Aufenthalt. Auf der Peutingerischen Tafel erscheint ihr Name in der Nähe des Niederrheins und nach dem älteren Plinius sind sogar einige Inseln zwischen der Mündung der Maas und dem Ausflusse des Flevoosees (Zuydersees) von Chauken besetzt. Um das Jahr 170 wird nochmals ein Einfall der Chauken im belgischen Gallien erwähnt und dann verschwindet ihr Name aus den Büchern der Geschichtschreiber.

Vergleichen wir nun die Geschichte der salischen Franken und der Chauken miteinander, so fallen mannigfache Übereinstimmungen auf. Beide Völker sind Meeranwohner — Libanius bestätigt es ausdrücklich von den Saliern, der ältere Plinius und Tacitus von den Chauken — beide sind inselgebeissen mit der See vertraut, beide unternehmen Plünderungszüge nach dem nördlichen Gallien, beide bringen gegen den Rhein hin vor. Ist es zudem nicht auffällig, daß die Franken in der ersten Zeit ihres Hervortretens ihre Wohnsitze da haben, wohin die Chauken im Laufe ihrer Geschichte erobernd vorgebrungen sind, nämlich am rechten Ufer des Niederrheins? Ist es weiterhin nicht auffallend, daß die Franken erst dann in den Geschichtsquellen erscheinen, als die Chauken daraus verschwunden sind? Die Chauken werden zum letztenmal von einem Geschichtschreiber genannt 170 n. Chr., die Franken zum erstenmal von einem Geschichtschreiber erwähnt 242 n. Chr. Nach all dem darf man doch wohl schließen, daß die Geschichte der salischen Franken eine Fortsetzung der Chaukengeschichte ist.

Nicht bloß in ihrer Geschichte, sondern auch in ihrer Volksart bieten beide Stämme mannigfache Berührungspunkte. Die römischen Schriftsteller, wie Vellejus Paterculus, der ältere Plinius und besonders Tacitus, weisen hin auf die Volkszahl der Chauken, ihre Körpergröße, ihre Kriegstüchtigkeit, ihr staatliches Übergewicht und ihr Ansehen unter den Germanen. Die nämlichen Eigenschaften hebt der antiochenische Rhetor Libanius, der Zeitgenosse und Freund des Kaisers Julianus Apostata, an den niederrheinischen Franken hervor. In einer Rede schildert er ihre Menge, Streitbegier und Ausdauer mit folgenden Worten: „Die Menge der Franken übersteigt jede Ziffer, ihre Kraft aber übertrifft noch ihre Menge. Für das größte Unglück halten sie ein untätiges Leben, für den Gipfel des

Glückes Gelegenheiten zum Kampfe. Wenn man ihnen eine Hand abschlägt, kämpfen sie mit der andern weiter. Siegen sie, nimmt ihre Verfolgung kein Ende; werden sie besiegt, wird das Ende der Flucht zum Anfang des Angriffes. Sie haben durch Gesetze Preise für Tollkühnheit und Ehrungen für Verwegenheit festgesetzt." In der gleichen Rede bezeichnet er die Franken als ein Hauptvolk (*Κεφάλαιον*), nach dem sich die umwohnenden Stämme richteten, und in der Leichenrede auf Julian gebraucht er, um die Größe der Franken zu veranschaulichen, das kühne Bild, daß sie, in römische Kohorten eingereiht, wie Türme daraus hervorragen.

Der stärkste Beweis dafür, daß Franken und Chauken eins sind, wäre freilich dann erbracht, wenn sich nachweisen ließe, daß die beiden Namen demselben Volke gegeben wurden. Und auch das ist der Fall. Zwar verschwindet, wie schon früher erwähnt, der Name Chauken um das Ende des 2. nachchristlichen Jahrhunderts aus den Schriften der Geschichtschreiber, aber er erscheint noch ein paarmal bei dem Dichter Claudian, der zur Zeit des weströmischen Kaisers Honorius lebte (395–423). Die eine Stelle findet sich in folgendem Zusammenhang: „Germanische Gesandte sind flehend am kaiserlichen Hoflager erschienen. In stolzer Haltung legt der Kaiser den Chauken Bedingungen auf und Verpflichtungen den blonden Sweben. Da tritt die Göttin Roma, die bisher unsichtbar dem Vorgange beigewohnt hat, aus der sie umhüllenden Wolke hervor, zollt Honorius ihre Anerkennung und gibt ihrer Freude über den gedemüthigten Franken und Sweben Ausdruck.“ Augenscheinlich bedeutet hier das zweite Namenpaar, Franken und Sweben, dieselben Völker wie das erste Namenpaar, Chauken und Sweben, und darum ist der Schluß gerechtfertigt, daß Claudian die Franken und Chauken für identisch hält. Freilich legen manche dieser Gleichung wenig Gewicht bei, weil sie von einem Dichter stammt. Aber muß denn ein Dichter immer die Unwahrheit sagen? Ein Dichter mag seinem Helden zuliebe übertreiben, aus einer Niederlage einen Sieg machen, ein gewöhnliches Menschenkind zu einem Heros emporheben, aber warum er einem Volke ohne besonderen Grund einen falschen Namen beilegen soll, ist nicht ersichtlich.

Die Gleichung Chauken-Franken wiederholt sich später noch öfter, nur daß für Chauken die jüngere Form Hugen oder Hugonen auftritt, die sich durch Ablaut und grammatischen Wechsel gebildet hat. So werden im angelsächsischen Beowulflied die Franken abwechselnd auch Hugen genannt. Und noch deutlicher geschieht dies in einer Stelle der Quedlinburger Annalen im 11. Jahrhundert. Da wird zuerst der Ostgote Theoderich, oder wie er im Bauernmunde heiße, Dietrich von Bern genannt und im Anschluß daran Hugo Theoderich, der älteste Sohn Chlodwigs. Ein Zusatz gibt dann folgende Erklärung: Hugo, d. i. Franke, heißt dieser Theoderich, weil ehemals alle Franken Hugonen hießen nach ihrem Führer Hugo. Daraus geht doch klar hervor, daß die Franken noch einen zweiten, älteren Namen führten, der bis ins tiefe Mittelalter in Erinnerung war. Dieser Name ist aber nicht hergeleitet von einem Führer Hugo, sondern das Verhältnis ist gerade umgekehrt: ein Stammvater ist nach dem alten Volksnamen erdichtet, der in Wirklichkeit nichts anderes ist als der im Laufe der Zeit abgeschliffene Name der altgermanischen Chauken.

Trotz alledem wollen manche Forscher durchaus nicht von der Anschauung lassen, daß sich die Chauken mit den Sachsen vereinigt haben, und lehnen sie deshalb als Stammväter der salischen Franken ab. Darum sei noch eine beachtenswerte Tatsache angefügt. Als

schon lange die salischen Franken über den Rhein in gallisches Land eingedrungen waren, brachte man sie noch immer mit der Elbe in Verbindung. Um 400 läßt Claudian der Maria, der Tochter Stilichos und Braut des Kaisers Honorius, durch die Göttin Venus verkündigen: „Der Rhein und die Elbe werden dir dienstpflichtig sein; als Königin wirst du mitten unter die Sygambres (d. i. Franken) gehen.“ Ebenderselbe Dichter rühmt als Folge des tatkräftigen Auftretens Stilichos, daß gallische Herden in das Elbland zur Weide getrieben werden und auf den Bergen der Franken umherstreifen. Der Geograph von Ravenna berichtet um 670, daß das Geschlecht der Franken viele Jahre im Elbland (*patria Albis*) verweilt habe, und Ermoldus Nigellus läßt es in seinem Lobgedicht auf Kaiser Ludwig den Frommen aus der dänischen Halbinsel stammen. In allen diesen Stellen ist noch die Erinnerung an einen früheren Sitz der Franken im Elbgebiet lebendig. Dieser Umstand läßt ebenfalls auf einen Zusammenhang zwischen Chauken und Franken schließen. Werden ja die Chauken bei ihrer letzten Erwähnung durch einen Geschichtsschreiber im Jahre 170 ebenfalls als Elbanwohner (*Albis accolae*) bezeichnet.

Mit Rücksicht auf Ort, Zeit, Geschichte und Namen ist es also höchst wahrscheinlich, daß die salischen Franken aus den Chauken hervorgegangen sind. Warum die Chauken ihren alten Namen verloren und einen neuen bekommen haben, erklärt sich vielleicht daraus, daß sie ihre Stammsitze verlassen haben. Diese Erscheinung tritt ja öfter in der germanischen Geschichte auf. Als die Semnonen von der Havel und Spree nach dem Main wanderten, wurden sie umgenannt und hießen Alamannen; als die Markomannen vom obern Main nach Böhmen verzogen, ward ihnen der Name *Baivarii* beigelegt. Daß die Chauken den Namen Franken erhalten haben, hängt wohl mit ihrem kriegerischen Geiste zusammen. Denn von all den Deutungen, die der Name erfahren hat, ist noch immer am einleuchtendsten die von Kaspar Zeuß, der ihn mit „*frech*“ in Verwandtschaft setzt, das in seinem älteren Sinn „*verwegen, tollkühn*“ bedeutet. Abzulehnen als ursprüngliche Bedeutung ist frei, wofür man die alliterierende Wendung „*frank und frei*“ ins Feld führt. Dieser Begriff verband sich mit *frank* erst in Gallien, wo gegenüber den unterworfenen Romanen der *Franko* als der freie Mann erschien.

Der Umstand, daß die Franken im Mündungsgebiete des Rheins als salische Franken bezeichnet werden, läßt darauf schließen, daß es auch noch andere Frankenabteilungen gab, und die alten Geschichtsquellen bestätigen diesen Schluß. Die Peutingersche Tafel hat für die *Chamaven* nördlich der Lippe den Zusatz *Franci*; für die *Chattuarier* zwischen unterer Lippe und Ruhr bezeugt Ammianus Marcellinus die Zugehörigkeit zu den Franken in dem Berichte von dem Überfall, den Julian im Jahre 360 gegen sie ausführte; mehrmals werden die *Brukerer* südlich der Ruhr als Franken bezeichnet und sicherlich, wenn auch nicht eigens bezeugt, haben auch die *Tenkterer* und *Uspier*, die sich südlich an die Brukerer schlossen, ihren alten Namen mit dem Frankennamen vertauscht. Diese jüngeren Frankenstämme zogen sich also von der Rheinspaltung bis zur Mainmündung. Die hervorragendste Stellung unter ihnen nahmen die Brukerer ein, dazu berechtigt durch ihre Geschichte. Sie zählten zu den unverföhllichsten Römerfeinden; während alle andern germanischen Stämme sich dann und wann einmal zu Rom in ein freundschaftliches Verhältnis setzten, taten es die Brukerer niemals. Als Drusus im Jahre 12 v. Chr. seinen ersten Einfall in Germanien machte, lieferten sie ihm auf der Ems eine Seeschlacht; im

Teutoburger Walde halfen sie mit, der römischen Fremdherrschaft den Todesstoß zu versetzen, und erbeuteten einen Legionsadler; an der Erhebung des Civilis nahmen sie tätigen Anteil und ihre Seherin Veleda spielte eine hervorragende Rolle; als im Jahre 388 ein römisches Heer bei Neuss über den Rhein ging, erlitt es durch sie eine furchtbare Niederlage, die an die Vernichtung im Teutoburger Walde gemahnte. Früher sesshaft an der oberen Ems und Lippe rückten sie allmählich in die Gegend gegenüber von Köln vor und vereinigten sich hier wahrscheinlich mit den Tencterern. Ebenso wie die Altfranken drangen auch die jüngeren Frankenstämme auf gallischen Boden vor. Die Chattuarier besetzten das Gebiet an der Miers zwischen Rhein und Maas, die Brukterer, Tencterer und Usipier eroberten die Landschaften von Krefeld bis in die Nähe von Worms. Worms selbst war alamannisch, wenigstens bis zum Jahre 496.

Daß sich der Frankennamen an beiden Ufern des Rheins bis zu dessen Oberlauf ausbreitete, ist unbestreitbar; aber über die Ursache hiervon lassen uns die Quellen im ungewissen. Die gangbare, auch in Schulbüchern niedergelegte Ansicht ist die, daß sich die Völkerschaften am Mittel- und Niederrhein zu irgendeiner Zeit zu einem dauernden Bunde zusammengeschlossen und den Namen Franken angenommen haben. Allein selbst ein Anhänger dieser Vermutung äußert: „Wann der Name Franken zur Bezeichnung des Völkerbundes und des von ihm bewohnten Gebietes entstanden ist, wissen wir nicht.“ Ich denke mir den Hergang so: Die alten Schriftsteller, die nach dem ersten christlichen Jahrhundert schrieben, waren über die Verhältnisse im freien Germanien im allgemeinen wenig unterrichtet. Sie wußten zwar, daß dort viele Völker und Völkchen lebten — sagt doch Libanius, daß ihre Zahl den Schiffskatalog Homers übertreffe — aber einer genauen Kenntnis ermangelten sie und in ihrer Unklarheit und wohl auch Bequemlichkeit begnügten sie sich mit dem Namen der Völker, die eine größere Rolle spielten und hauptsächlich in ihren Gesichtskreis traten. Zugleich gewannen aber diese Namen einen größeren Umfang, indem sie nicht bloß die eigentlichen Träger, sondern auch benachbarte Stämme bezeichneten. Bekannt ist ja, daß die Franzosen den Namen der Alamannen, die nördlichen Völker den der Sachsen, die Ungarn den der Schwaben auf alle Deutschen übertrugen. Da nun die chaulischen Franken am Niederrhein besonders hervortraten — als ein Hauptvolk werden sie ja vom Libanius bezeichnet — so ist es nicht auffällig, daß die Chamaven, Chattuarier und Brukterer, die den Franken benachbart waren, von den griechischen und römischen Geschichtschreibern ebenfalls als Franken bezeichnet wurden. Aber auch die betreffenden Völker selbst sträubten sich nicht gegen eine solche Umnennung. Ziel doch dadurch ein Abganz von dem Ruhme der Franken auch auf sie. Dieselbe Erscheinung treffen wir noch in späterer Zeit. So berichtet der Mönch von St. Gallen, daß sich wegen der Herrlichkeit des großen Karl Gallier und Aquitanier, Aduer und Hispanier, Alamannen und Bajoaren nicht wenig geehrt dünkten, wenn man sie auch nur als dienstpflichtige Franken bezeichnete.

Die Ausbreitung des Frankennamens zog auch eine Scheidung der Frankenstämme in zwei Gruppen nach sich. Nach ihrem Sitze am Meere nannte man die chaulischen Franken *Salii*, d. i. Meeranwohner; die jüngeren Frankenstämme, die in den Rhein- gegenden wohnten, hießen dagegen Rheinfranken (*Franci Rinenses* bei dem Geographen von Ravenna) oder *Ripuarii*, d. i. Uferbewohner. Letzterer Name schränkte sich indes auf das Gebiet der Brukterer ein und umfaßte in der Karolingerzeit auf der rechten

Seite des Rheins den Ruhrgau, Reldachgau, Deurgau, Avalgau, auf der linken Seite den Krlngau, Jülichgau, Zülpichgau, Bonngau, Eifelgau und den Gau Mirvanheim.

Neben den Chauken zollt Tacitus in seiner Germania den Chatten das höchste Lob, das um so schwerer wiegt, als es wahrscheinlich auf einen Augenzeugen, den älteren Plinius, zurückgeht. Allein von allen germanischen Stämmen widmet er ihnen zwei Kapitel und hebt ihre körperliche Kraft und Strammheit, ihre Geistesfrische und ihre Mannszucht und Kriegstüchtigkeit hervor. Daß auch die Chatten den Franken sich genähert haben, ist allgemeine Ansicht und es fehlt nicht an entsprechenden Hinweisen aus dem Altertum. Aber sie bewahrten sich doch eine gewisse Selbstständigkeit; sie gehörten, wie sich Felix Dahn ausdrückt, staatlich, aber nicht stammlich zu den Franken. Wahrscheinlich schlossen sich die Chatten, die vom unteren Main nordwärts bis über die Eder hinaus, einen linken Nebenfluß der Fulda, ihre Sitze hatten, an ihre westlichen Nachbarn, die Ripuarier, an. Als im Jahre 392 der in römische Dienste getretene Franke Arbogast über den Rhein hinüber gegen die Brukterer, die Vorfahren der Ripuarier, zog, kamen diesen die Chatten unter Führung eines fränkischen Häuptlings Markomer zu Hilfe. Auch dürfte wohl nicht ohne Bedeutung sein, daß die silva Buchonia im Chattenlande zum Jagdgebiet des Ripuarierkönigs gehörte; wie Gregor von Tours erzählt, wurde ja der letzte Ripuarierkönig Sigbert bei einer Jagd im Buchonierwalde erschlagen.

Nachdem der Frankennamen, der von den Chauken ausgegangen war, sich über die Chamaven, Chattuarier, Brukterer, Tenkterer und Usipier bis zu den Chatten ausgebreitet hatte, erstand der Held, der die zersplitterten Frankensämme zur Einheit zusammenschweißte. Es war Chlodwig, der jugendliche, tatendurstige, kraftvolle, freilich auch rücksichtslose und in der Wahl seiner Mittel unbedenkliche Sohn Chilberichs, der gleich einem Bergstrom — torrens nennt ihn der längere Prolog zum Salischen Gesetz — alle Hindernisse aus dem Wege räumte und das große Werk der Einigung vollbrachte. Aber noch einen weiteren Gewinn brachte er dem fränkischen Volkstum durch seinen vielgenannten Sieg über die Alamannen im Jahre 496. Nach den Angaben des Geographen von Ravenna reichten vor diesem Jahre die alamannischen Sitze auf der linken Rheinseite bis Worms einschließlic, auf der rechten Seite bis zum Main. Asapha und Uburzis, die doch am wahrscheinlichsten als Aschaffenburg und Würzburg zu deuten sind, waren nach dem Zeugnis desselben Geographen alamannische Siedelungen. Durch den erwähnten Sieg Chlodwigs wurden aber die Alamannen bedeutend südwärts gedrängt, westlich vom Rhein bis zum Selzbach oberhalb Weissenburg, östlich bis in die Täler der obern Murg und Enz; in gleicher Weise mußten sie die Gegenden um Aschaffenburg und Würzburg räumen. In diese freigewordenen Landschaften zogen fränkische Ansiedler ein und verbreiteten hier fränkische Mundart und Sitte. Nach Mübels Forschungen waren diese Ansiedler Kriegsleute aus der stehenden Truppe des Königs, den sogenannten Antrustionen, die, wie einst die Veteranen der römischen Kaiserzeit, durch Landanweisungen belohnt und versorgt wurden. In Zenten (Hundertchaften) gegliedert, unter dem Befehl eines Zentenars stehend, setzten sie sich in dem eroberten Gebiete fest, erhielten Ackerland, gründeten Familien und schlossen sich in wohlbefestigten Siedlungen, Kastellen, zusammen. Diese Kastelle lagen gewöhnlich an einem Flusse und in der Nähe einer alten Volks- oder Fliehburg, die, gesichert durch ihre Höhenlage und durch Wall und Graben, einen Rückzug bot,

wenn die Befestigung im Tale dem feindlichen Ansturm nicht gewachsen sein sollte. Hauptaufgabe dieser Ansiedlungen war die militärische Sicherung des Landes; mit Verringerung der Kriegsgefahr trat aber diese Aufgabe immer mehr zurück und die Militärkolonien entwickelten sich zu ackerbautreibenden Dorfgemeinschaften. Auf diese Weise entstanden im Gebiete des mittleren Mains die Kastelle Wirteburg, Carleburg, Salze und Hammelburg, über die erst kürzlich Göpfert sehr beachtenswerte Forschungen veröffentlicht hat. Aber nicht nur im ehemaligen Alamannenlande, sondern auch weiter östlich im Gebiet des oberen Mains wurden im Laufe der Zeit fränkische Kolonisten angesiedelt, teils um die schon eingedungenen Slaven, die sogenannten Main- und Rednikwenden, niederzuhalten und zu germanisieren, teils um dem Vordringen neuer Slavenscharen entgegenzutreten. Als ein besonders wichtiger Stützpunkt des Frankentums erscheint in dieser Gegend Altmoir, jetzt Eltmann, das in der Lebensbeschreibung des heiligen Burkard als *castellum munitissimum* bezeichnet wird.

Es mögen durch diese fränkische Kolonisation nicht alle Alamannen am Unter- und Mittelm Main und namentlich nicht alle Slaven am Obermain verdrängt worden sein, aber jedenfalls wurde das Land überwiegend fränkisch, so daß es mit Recht den Namen Ostfranken erhielt. In der *passio maior Kiliani* heißt ein Satz: „Er kam in eine Provinz Germaniens, die nach den Einwohnern des Landes Ostfranken genannt wird, und dort in eine Stadt, die in ihrer Sprache Wirzburg heißt.“ Besonders muß gegen die Behauptung Einspruch erhoben werden, daß die Bewohner des Maingebietes Thüringer seien. Die Quellen sprechen durchaus gegen diese Annahme. Die Hermunduren, die Vorfahren der spätern Thüringer, saßen in der Hauptmasse zwischen Thüringewald und Elbe, Harz und Erzgebirge. Hier rangen sie im Jahre 58 n. Chr. mit den Chatten um Salzquellen an der Werra, hier kämpften im Jahre 531 die Franken mit den Thüringern, in Weimar war die Residenz der thüringischen Könige. Nur eine Abteilung der Hermunduren wurde von den Römern 1 v. Chr. in einem Teile des ehemaligen Markomannenlandes angesiedelt, etwa zwischen Bamberg und Regensburg, wo sie auch Tacitus in seiner *Germania* anführt. Allein als im Anfang des 3. Jahrhunderts die Alamannen und am Ende desselben die Burgunder den Main entlang zum Rhein zogen, wichen sie wahrscheinlich nach Osten aus, ließen sich zwischen der Donau und dem Böhmerwald nieder und verdrängten die hier ansässigen Naristen. Hier, nämlich im Flußgebiet der Naab und des Regens, erwähnt der Geograph von Ravenna Thüringer und diese oberpfälzischen Thüringer waren es, die nach der *vita Severini* von Eugippius um 480 Raubzüge bis nach Passau und Lorch unternahmen. Im Anfang des 6. Jahrhunderts wurde dann von den Bayern dieser thüringische Außenposten vertrieben. Der Hauptgrund, warum einige Forscher die ostfränkische Bevölkerung für thüringisch halten, ist der, daß zur Zeit Kilians in Würzburg ein Herzog Gozbert residierte, dessen Großvater Radulf gewesen sein soll, der 630 von König Dagobert zum Herzog in Thüringen ernannt wurde. Doch die Abstammung Gozberts von Radulf ist zweifelhaft und außerdem wird Gozbert nie Herzog von Thüringen genannt. Aber auch wenn Gozbert ein Enkel Radulfs gewesen wäre und wenn er die Herrschaft über Thüringen geerbt hätte, darf man daraus noch nicht folgern, daß die Mainbevölkerung thüringisch gewesen sei, sondern nur, daß Thüringen zum Herrschaftsgebiet der Würzburger Herzoge gehörte. Es mag indes nicht ausgeschlossen sein, daß kleinere Teile von Thüringern,

die vor den über die Elbe drängenden Sorben zurückgewichen waren, in den Maingegenden eine neue Heimstätte fanden.

Die Maingegenden waren die letzte bedeutsame Eroberung des vordringenden Frankentums und hier hat sich auch der Name Franken am zähesten erhalten, wie es ja öfter in der Geschichte vorkam, daß ein Volksname nicht am älteren, sondern am jüngeren Besitz haften blieb. Der Fürstbischöf von Würzburg führte den Titel eines Herzogs von Franken (zuerst Gottfried IV., Schenk von Limpurg 1445); durch die Kreiseinteilung von 1512 wurde das Maingebiet als fränkischer Kreis bezeichnet; als im Jahre 1837 König Ludwig I. die acht bayerischen Kreise neu benannte, erhielten die drei nördlichen Provinzen, der Obermainkreis, Untermainkreis und Rezatkreis, die offiziellen Bezeichnungen Ober-, Unter- und Mittelfranken. Dagegen verloren die älteren fränkischen Sige am Rhein ihre stammestümlichen Namen und so ging auch den Bewohnern dieser Landstriche zum Teil die Erinnerung an ihre Herkunft und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit verloren. Erst die eindringliche Erforschung des deutschen Altertums und der deutschen Mundarten hat wieder klarere Erkenntnis geschaffen und das Stammesgefühl gesteigert. Auf Grund dieser Forschungen unterscheidet man nunmehr vier große Frankengruppen, die Niederfranken, Mittelfranken, Rheinfranken und Ostfranken. Die Niederfranken reichen von den Rheinmündungen bis Düsseldorf; die Mittelfranken sitzen von Düsseldorf bis St. Goar oberhalb der Moselmündung und scheiden sich wieder in die ripuarischen Franken im Norden und in die Moselfranken im Süden, die bei der Ahrmündung zusammenstoßen; die Rheinfranken erstrecken sich von St. Goar bis zum Selzbach oberhalb Weisenburg; Ostfranken umfaßt das Maingebiet bis zum Vogtlande mit einer nördlichen Ausbiegung bis Meiningen und einer südlichen bis Heilbronn, Dinkelsbühl und Gunzenhausen.

So breiteten sich die Franken im Laufe der ersten Jahrhunderte ihrer Geschichte über Nieder-, Mittel- und Oberdeutschland aus und schoben ihre Siedlungen bis tief nach Gallien hinein; weiter noch als ihr Volkstum reichte auf beiden Seiten des Rheins ihr Herrschaftsgebiet. Diese Erfolge lassen uns auf eine tüchtige Volksart schließen und das Bild, das uns die alten Schriftsteller davon zeichnen, entspricht unsern Erwartungen. Zunächst fällt uns auf, daß immer und immer wieder ihr kriegerischer Geist in zahlreichen Beiwörtern hervorgehoben wird. Gallische Panegyriker reden von der Franken kriegerischem Ungestüm (*feritas, ferocia, praeter ceteros truces*) und sprechen ihnen unglaublichen Wagemut zu (*incredibilis audacia*). Der byzantinische Geschichtschreiber Agathias heißt sie über die Maßen verwegen und kühn und der Rhetor Libanius bringt ihren Namen mit dem griechischen *Θαυροί* zusammen, was „Wohlbewehrte, Wohlgerüstete“ bedeutet. Auf dessen ausführlichere Charakteristik habe ich schon früher hingewiesen; hier sei noch angefügt das Urteil Julians, der in seiner Rede auf den Kaiser Konstantius von den Franken rühmt: „Am Ozean wohnen schwer zu bekämpfende Stämme, die an Kraft alle barbarischen Völker übertreffen. Das weiß ich nicht vom Hörensagen, was immer eine unsichere Quelle ist, sondern ich habe es durch eigene Erfahrung erprobt.“ Schon von Jugend an verliehen sie durch stete Waffenspiele ihren Gliedern Kraft und Gewandtheit: sie übten die Arme im Schwung des Wurfbeiles und der Lanze, die Füße im Sprung, eigneten sich eine überraschende Treffsicherheit an und durchschwammen reißende Flüsse. Diese Kriegstüchtigkeit der Franken machten sich die römischen Cäsaren zunutze und

balb, nachdem ihr Name genannt ist, erscheinen zahlreiche Hilfstruppen von ihnen in den römischen Heeren. Nicht lange, und sie dienen nicht mehr bloß als untergeordnete Söldner, sondern bekleiden hohe militärische Stellen, besonders unter den Nachfolgern Konstantins des Großen. Der Franke Silvanus wird zum Oberbefehlshaber der Fußtruppen ernannt (*magister peditum*), der Franke Malarich zum Anführer der barbarischen Truppen (*gentilium rector*) und später zum Heermeister in den gallischen Provinzen (*armorum magister per Gallias*), der Franke Mallobaudes zum Kommandanten der Leibgarde (*comes domesticorum*).

Allmählich erlangten sie auch hohe bürgerliche Ämter und wurden mit der Würde des Konsulats ausgezeichnet, so Merobaudes 377 und 383, Nichomer 384, Bauto 385. Ja schließlich ging die Leitung des ganzen Staatswesens in die Hände von Franken über. Der eben genannte Bauto war der allmächtige Minister des Kaisers Valentinian II. seit 383 und nach dem Tode dieses Herrschers (392) trat der Franke Arbogast sogar als Kaisermacher auf, indem er den Rhetor Eugenius mit dem kaiserlichen Purpur bekleidete. Eine Angehörige des Frankenvolkes bestieg sogar den kaiserlichen Thron, nämlich Bautos Tochter Eudoria, die durch ihre blendende Schönheit das Herz des oströmischen Kaisers Arkadius gewann und die Mutter des späteren Kaisers Theodosius II. wurde.

Durch ihre Verührung mit dem Römertum erwachte bei den Franken auch reges geistiges Leben. Von Silvanus sagt der Geschichtschreiber Aurelius Viktor, daß er mit römischer Bildung genügend ausgerüstet war, obwohl er von einem barbarischen Vater stammte. Nichomer konnte sich der Freundschaft des Libanius und Aurelius Symmachus, der damaligen literarischen Größen des Morgen- und Abendlandes, rühmen und empfing von ihnen Briefe. Aus dem Umstande, daß Bauto beim Antritte seines Konsulats (385) von Augustinus in einer Lobrede gefeiert wurde, läßt sich auf ein engeres Verhältnis beider Männer schließen. Der ältere Arbogast erschien öfter an der Tafel des Bischofs Ambrosius von Mailand und hatte vertrauten Umgang mit dem Rhetor Eugenius. Der jüngere Arbogast, Fürst von Trier und Nachkomme des älteren Arbogast, galt als feingebildeter Mann und vorzüglicher Kenner der lateinischen Sprache und stand in Briefwechsel mit dem Dichter Apollinaris Sidonius, dem ersten Vertreter der gallischen Kultur im 5. Jahrhundert, und mit dem Bischof Auspicius von Toul, der den Germanen in einem noch erhaltenen Lobgedichte besang. Und dieses Lob beschränkt sich nicht etwa auf einzelne, sondern im allgemeinen rühmt der Geschichtschreiber Agathias, daß die Franken für ein Barbarenvolk in hohem Grade gesittet und gebildet seien.

Das wichtigste an den einzelnen Menschen wie an einem ganzen Volke ist der sittliche Charakter und in dieser Beziehung heben sich an dem Bilde der alten Franken drei Züge deutlich heraus: Ehrgefühl, Freimut und völkischer Sinn. Die gefangenen Franken, die von Konstantin zur Arena verurteilt worden waren, boten ihre Körper widerstandslos den Bissen der wilden Tiere dar, um nicht lange der Schaulust einer rohen Menge zu dienen. Die Franken in der Umgebung des Kaisers gaben furchtlos ihrer Meinung ungeschminkten Ausdruck zum Schrecken der Hoffschranzen und unbekümmert darum, ob sie vielleicht der kaiserlichen Huld verlustig gingen. Der völkische Sinn gab sich bei den Franken dadurch kund, daß sie ihre Stammesart treu bewahrten und sich ihrer Zu-

sammengehörigkeit wohl bewußt blieben. Trotz der verführerischen Nähe der römischen Kultur hielten sogar die linksrheinischen Franken an ihrer heimischen Tracht und Sprache sowie an den von den Vätern überkommenen Rechten fest und gaben so die vorzüglichsten Stützen ihres Volkstums nicht preis. Und ihrer Eintracht zollt der schon mehrfach genannte Agathias ein Lob, das uns fast etwas übertrieben scheint, aber dennoch auch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein kann. Er berichtet nämlich: „Wenn unter den Königen der Franken ein Streit ausbricht, dann ziehen zwar ihre Untertanen gegeneinander und stellen sich zum Kampfe in Reih und Glied; aber wenn sie sich ins Auge schauen, lassen sie sofort ihren Groll fahren, wenden sich zur Eintracht und verlangen von ihren Führern, daß sie ihre Handel durch schiedsrichterlichen Spruch schlichten lassen oder durch einen persönlichen Zweikampf erledigen; und um ihrer Forderung Nachdruck zu verschaffen, lösen sie ihre Reihen auf, legen die Waffen nieder und verkehren sorglos miteinander.“

In den alten Franken vereinigten sich kriegerische Tüchtigkeit, staatsmännische Begabung, die sie zu einem führenden Volke befähigte, geistige Regsamkeit und Empfänglichkeit für höhere Bildung und ein männlicher, selbstbewußter Charakter. Diese Eigenschaften ließen sie auch weiterhin hohe Dinge erreichen. Geführt von ihren Herrschergeschlechtern, den Merowingern, und als diese erschlaft waren, von den Karolingern, breiteten sie ihre Herrschaft noch weiter über Germanen und Romanen aus, schlossen die deutschen Stämme zu einer Einheit zusammen, begründeten aufs neue das abendländische Kaisertum, schufen eine verhältnismäßig hohe Kultur und schirmten sie und die abendländische Freiheit vor der Herrschaft des Islams durch den glänzenden Sieg bei Poitiers. Nicht eitle Selbstüberhebung war es also, sondern berechtigtes Selbstgefühl, das den Verfasser des im 8. Jahrhundert entstandenen Vorwortes zum Salischen Gesetz mit den Worten beginnen ließ: „Der Franken ruhmvoll Volk, von Gott selbst gegründet, heldenhaft in Waffen, stetig im Treubund des Friedens, tief an Ratsklugheit, edlen Leibes, stolzer Gestalt, ungetrübter Aufrichtigkeit, kühn, rasch und abgehärtet.“ Die Abstammung von einem solch ruhmvollen Volke legt den Nachkommen die Pflicht auf, der Väter nicht zu vergessen und durch Erforschung ihrer Geschichte sich zu gleichem Sinn und gleicher Tat zu begeistern. Ist ja die Betätigung dieser Pflicht mit stolzer Befriedigung verknüpft, wofern die Worte wahr sind, die die Goethesche Iphigenie zu König Thoas spricht:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht.“



Von der Erziehung zum Frankentum

Ansprache, gehalten am gleichen Abend von Dr. Peter Schneider



Dem Lehrer, dem Freunde sag' ich für mich freudigen Dank, daß er mich heute im gedrängten Zusammenhang der Rede das hören ließ, was ich vor längeren Jahren heranreifen sah, was ich im abgeschlossenen Werk dann gelesen habe. Dem verdienten Frankenforscher sagen wir herzlichen Dank, daß er die Ergebnisse jahrzehntelanger Arbeit heute als einen Grundstein zu einem schönen, hoffnungsvollen Bau, an dem wir schaffen sollen, in die Erde eines Mittelpunktes fränkischen Wesens gelegt hat. Sie haben es selbst gefühlt, und ich versichere es Ihnen, daß in Ostfranken kaum jemand anders so wie Johann Schmaus berufen war über die Frühgeschichte des Stammes der Franken vor Ihnen zu sprechen. Vielleicht hat ihn, den geborenen Oberpfälzer, zur Beschäftigung mit den Anfängen unseres Frankenvolkes eine geheime, unbewusste Liebe zur fränkischen Art getrieben, vielleicht auch das klarere Empfinden, daß Landschaft und Volkstum seiner engeren Heimat wichtige Züge mit Franken gemein haben und eine natürliche Brücke vom Mainvolk zum Donauvolk bilden. Gleichviel: ein solcher Mann, Wahlfranke im edelsten Sinn, muß uns mehr als willkommen sein, und nichts können wir Glieder des Frankenbundes sehnlicher wünschen, als daß recht viele von unsern eigenen Stammesbrüdern auf diesem Wege mühevoller, aber auch erfolgsgekrönter Arbeit ihm folgen möchten! Denn ein Teil des Grundbaues, auf dem unsere Bestrebungen ruhen, sind die gesicherten Ergebnisse unbefangener wissenschaftlicher Forschung.

Freilich, zu den Priestern im Heiligtum der Wissenschaft sich zu gesellen ist nur wenigen Glücklichen gegeben. Aber auch für die vielen anderen, für uns bleibt der schönen Arbeit reiche Fülle. Uns bleibt, wenn ich in dem Gedankenkreis des eben gebrauchten Bildes bleiben darf, ein Laienapostolat. Wir können und sollen Erzieher sein, und zwar nicht nur von einigen Kindern etwa, von eigenen oder anvertrauten, sondern Erzieher von Hunderttausenden. Sagen wir es frank heraus: Volkserzieher. Aber kann denn das Volk, können denn Völker erzogen werden? Ich beantworte die Frage mit ja und stütze mich dabei auf die Erfahrungen der Weltgeschichte. Übergroßes Glück hat Völker in Grund und Boden hinein verdorben, schwere Schicksale haben Völker wie in einem Feuerofen geläutert, und weise Gesetzgeber haben Völker geformt nach ihrem Geiste. Freilich haben sie es sehr klug gemacht, und wenn man ihrer gedenkt, möchte man fast behaupten, daß die größten Seelenkenner in jenen Zeiten lebten, wo die Wissenschaft der Psychologie noch nicht erfunden war. Sie strebten nichts Unmögliches an. Sie werteten die von ihnen erkannten Grundanlagen ihres Volkes aus, und sie erzogen nicht zu verschiedenen, fern auseinanderliegenden Tugenden, sondern zu Eigenschaften, die in seelischem Zusammenhang standen. Sag rauhe körperliche Rüstigkeit vor, dann geboten sie unablässige Waffenübung und Erziehung zur Wortfargeit. Und wenn ihr Volk zum Staatsleben und zur Redegewandtheit geschaffen war, dann suchten sie durch ihre Gesetzgebung alle Schichten des Volkes nach ihrem Vermögen zur abgestuften Beteiligung am staatlichen Leben heranzuziehen, um aus dem Brunnen der völkischen Begabung auch die tiefuntersten Wasser zu schöpfen. Überblicke ich die deutsche Geschichte, so vermisse ich

Staatsmänner von diesem Zuschnitt, ich mag die Jahrhunderte auf und ab schauen, fast völlig. Darum sind wir Deutsche trotz unserer herrlichen Anlagen bis auf den heutigen Tag unerzogen. An Versuchen uns zu erziehen hat es allerdings nicht gefehlt: im Gegenteil. Aber diese Versuche setzten in der Regel an einem falschen Punkte den Hebel an, indem sie nämlich die Wesensart unseres Volkes nicht in Rechnung brachten. Man wollte unser Volk zum Deutschtum erziehen. Deutschtum? Was ist Deutschtum? Wenn ich dem Deutschen, wie schon oft geschehen, zurufe: „Deutscher, sei deutsch!“ so ist es nicht viel anders als wenn ich zu einem Schüler sagte: „Schüler, sei schülerhaft!“ — Das deutsche Wesen als Ganzes ist etwas Unfassbares. Es zerrinnt uns unter den Händen. Es lassen sich ihm alle möglichen Seiten abgewinnen; aber ihr werdet es nie auf eine einzige Formel bringen können. Nicht ich bin der erste, der da behauptet, daß tiefgehende Zwiespältigkeit in Begabung und Charakter der Grundzug unseres Wesens sei. Neben der Begabung für das vom Sinnlichen gelöste Denken, das uns den Ruhm eines Volkes der Denker eingetragen hat, steht, ebenso unbezweifelbar, die musikalische Begabung als ein Grundzug unseres Wesens. Neben tief eingewurzelttem Freiheitsgefühl steht die Lust mächtigen Herren gehorsam zu sein. Wenn wir unseren größten Dichter sagen lassen, höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit, so setzen wir uns zu diesem „Individualismus“ in belächelbaren Gegensatz durch unsere Titelsucht, die da bekundet, daß uns ein klingendes Wort mehr gilt als Manneswert. Die Alten schon rühmen deutsche Treue, und doch hat eine Reihe nur zu wohlbekannter Männer der deutschen Geschichte diese Treue gröblich verletzt. Wir sind Heimatmenschen mit der Neigung zum idyllenhaften Kleinleben und daneben unbelehrbare, unbekehrbare Weltbürger, denen die Erde noch viel zu klein ist. So steht das deutsche Volk jeder Lage des Lebens, jeder Wendung seiner Geschichte mit dem Wollen und dem Können Faustens gegenüber, der von sich sagen muß: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“. Noch etwas anderes kommt dazu. Unser völkisches Leben bietet ein Bild der größten Mannigfaltigkeit auf Grund stammestümlicher Eigenart. Wir können gar keine Eigenschaft als deutsch anführen, ohne daß der Kenner deutschen Volkstums einen Stamm nennen müßte, der eine gegenteilige oder wenigstens andersgeartete Anlage zeigt. In demselben Augenblick, wo ich von Deutschlands Idealismus spreche, fällt mir ein, daß es im deutschen Vaterland Gegenden gibt, in denen ein Mundartdichter mit Selbstspott sagen konnte, daß der Mensch freilich auch Gott zu Ehren auf der Welt sei, aber in der Hauptsache doch um zu profitieren. In demselben Augenblick, wo ich gegenüber den Südvölkern deutschen Ernst rühme, fallen mir Gegenden ein, wo die Heiterkeit in jeder Form ein Grundzug der Bevölkerung ist. Und mit dem gleichen Atem kann ich deutsche Stämme nennen, denen die Rede farg und stockend vom Munde geht, und andere, deren Zunge gelöst ist wie ein vom Wintereis befreiter Quell!

Aus diesen Tatsachen ergibt sich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit, daß jede Volks-erziehung in Deutschland zur Erfolglosigkeit verdammt ist, wenn sie zu gleicher Zeit auf verschiedenem Grund aufbaut, wenn sie gleichzeitig Auseinanderliegendes zum Ziel nimmt. Die engeren seelischen Zusammenhänge, die die Bedingnisse zu einer erfolgreichen Erziehung sind, sehen wir vorliegen innerhalb der einzelnen deutschen Stämme. Man kann den Schwa-

ben nur zum Schwaben erziehen, den Bayer nur zum Bayer und den Franken nur zum Franken. Unter Erziehung verstehe ich dabei: Ausbildung und dadurch höchste Steigerung der zusammenhängenden Erbanlagen im Hinblick auf klar erkannte Ziele. Dies will der Frankenbund, und er darf sich rühmen damit ein Ziel zu verfolgen, von dem die Schulweisheit des 19. Jahrhunderts sich nichts träumen ließ; denn sie war befangen von dem Wahn, daß weiß-schwarze, schwarz-rote, weiß-blaue und andere Grenzpfähle die Grenzen von Volks- und Stammestum darstellen könnten. Vor einigen Monaten hat bei einem Ausflug der Gruppe Würzburg des Frankenbundes der Regierungspräsident von Unterfranken in einer Ansprache gesagt: „Der Frankenbund ist neu, und neu ist auch die Art, wie er die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung dem Volke zu vermitteln sich bemüht.“ Gewiß; nur möchte ich hinzufügen: leider neu. Denn ich bedauere aufs tiefste, daß diese Art der Erziehung in Franken nicht schon vor 100, vor 200, vor 300 Jahren eingesetzt hat und daß wir unter den schwierigsten Verhältnissen sie heute aufnehmen müssen. Meine eigene Jugend hat die Erziehung zum Frankentum nicht gekannt. Ich mußte mich gleich vielen anderen zu meinem heutigen Empfinden auf manchen unnützen Seitenwegen, auf manchem ärgerlichen Irrweg hinfinden. Der tiefinnere Gehalt des Begriffes Franken wurde uns gegenüber nicht ausgeschöpft, nicht ausgewertet, und so ist es in Franken mainauf und mainab geblieben bis auf den heutigen Tag. Wer es anders weiß, der stehe auf und zeuge wider mich! Ich weiß aber, daß sich niemand gegen mich erheben wird. —

Gut, werden Sie sagen, wenn denn die Bewohner der einzelnen deutschen Landstriche stammestümlich erzogen werden sollen — auf welche Formel sollen wir unser fränkisches Erziehungsziel bringen? Ich will diese Formel heute noch nicht vollständig zu gestalten versuchen. Doch das eine darf ich sagen: sie wird einfach sein; denn es sind nur wenige Gesichtspunkte, die in Betracht zu kommen brauchen. Den ersten und vornehmsten hätte unseren Vätern und Großvätern schon der Name unseres Stammes nahe bringen können. Wir Franken tragen den schönsten Namen von allen Völkern und Stämmen Europas. Denn „frank“ heißt „frei“, und durch die Jahrhunderte tönt, nie ganz verklingend, das stolze Lied vom freien Frankentum, von den Zeiten jener alten Beschreibung der Flurmark Würzburgs aus dem Jahre 779, in der das Erbe freier Franken für unsere Stadt zum ersten Mal bezeugt wird, bis hinauf in die neuere Zeit, wo noch die Bewohner von Eltmann des 17. Jahrhunderts als „frehe Franchen“ sich dagegen verwahrten, daß sie zu Saujagden Arbeits- und Fuhrdienste leisten sollten. Wenn unsere Stammväter ihre Freiheit betonten, so war dies in der römischen Kaiserzeit im Gegensatz zu den unfreien Bewohnern des linken Rheinufers gemeint, und später, als sie Gallien und Germanien eroberten, im Gegensatz zu den unterworfenen Stämmen dieser Länder. Sie waren der herrschende Stamm. Nun, die Zeiten haben sich geändert. Unsere Väter traten die Vormacht in Deutschland an andere Stämme ab; die Sachsen und die Schwaben und dann die Neustämme der Österreicher und der Preußen wurden nacheinander zur Macht berufen. Uns Nachfahren der alten Franken fällt es im Traum nicht ein, den Freiheitsbegriff unseres Stammes im Sinn des frühen Mittelalters wieder auferwecken zu wollen. Wir sind nicht der Meinung, daß unser Stamm — und sei damit selbst der Gesamtstamm der Franken von der Rheinmündung bis zum Fichtelgebirge gemeint — daß unser Stamm, sage ich, wieder die Vorherrschaft in Deutschland haben müsse. Wir sind

auch nicht der Meinung, daß die Grenzen unseres Stammes zugleich auch Grenzen eines Staates sein müßten; wir überlassen das Phantasieren darüber und das Drohen damit jenen Leuten, die Zeit dazu haben oder ein Geschäft damit machen wollen, und behalten uns nur das eine vor, daß wir die Schreier, die in Zukunft vielleicht wieder einmal mit der Aufrichtung eines neuen deutschen Vankerottsfreistaates drohen, nach ihrem fränkischen Geburtschein fragen. Nein; wir wollen in den alten herrlichen Pokal, der lange Zeit unbenützt gestanden, einen neuen, von allem trüben Bodensatz des staatlichen Lebens reinen Wein gießen. Unsere Väter waren ja auch schon in einem anderen Sinne frei. Seht doch die Formen des fränkischen Zusammenlebens mit offenen Augen an! In einer vergangenen Zeit des germanischen Volkstums glaubte der Mann, sein Gehöfte mußte getrennt und entfernt von dem des nächsten Nachbarn liegen, wenn er sich wahrhaft frei fühlen sollte. Über diese niedere Stufe eines äußerlichen Freiheitsgefühls stiegen die Franken rasch empor. Beeinflusst von der Siedlungsart des Römervolkes und von eigener Veranlagung dazu getrieben schufen sie ein neues Siedlungsmuster. In sich geschlossen, wie eine Felseninsel im Meer, liegt das fränkische Dorf inmitten der grünen Flur. Und drinnen, wie drängt sich da Hof an Hof, wie gesellt sich Siebel zu Siebel! Wie umfaßt ein Blick aus dem Guckfensterchen gahaus, gahab die Vielzahl der Wohnungen! Ja, hier ist alles im wahrsten Sinn gemeinsam: der Raum der Gassen, das Pflaster der Wege, der Brunnen am Markt, das Sonnenlicht und der Sternenschimmer. In dieser engen Gemeinschaft ist notwendigerweise jeder Störer des Friedens, jeder Verleker von Leib und Habe seines Nachbarn ein allgemeiner Schädling. In dieser engen Gemeinschaft heißt's zusammenhalten ohne Nachteil des Nächsten, heißt es Achtung haben vor dem ungeschriebenen und dem geschriebenen Gesetz. Diese Achtung heißen wir Sittlichkeit; sie aber leistet Gewähr für die Freiheit aller. Denn der Gemeinschaftssinn allein füllt im Augenblick der Not die feste Mauer des Ortes mit wehrhaften Männern; aus ihm entspringt geballte Kraft. Seht, wie als das sinnliche Zeichen dieser Zusammenfassung der Turm inmitten des Ortes stark und stolz in die Höhe schießt! So haben unsere Väter schon vor 1000 Jahren den Geist jener Freiheit lebendig werden lassen, von der Friedrich Schiller singt:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
 Frei im Äther herrscht der Gott;
 Ihrer Brust gewalt'ge Lüfte
 Zähmet das Naturgebot.
 Doch der Mensch in ihrer Mitte
 Soll sich an den Menschen reih'n
 Und allein durch seine Sitte
 Kann er frei und mächtig sein.“

Zu dieser Freiheit das Frankenvolk zu erziehen kann nicht allzu schwer sein, wenn wir uns dabei berufen auf die ererbte Wesensart unseres Stammes. Aber eben diese Berufung hat bis jetzt gefehlt. Sie muß beginnen in der Schule, sobald unseren Kindern der Begriff des Stammestums aufzudämmern beginnt. Erfasst es, ihr fränkischen Lehrer, welch ein ungeheures Erziehungsmittel euch zu Gebote steht, da ihr ins Herz des zarten

Alters schon versenken und verankern könnt, daß ein Franke kein Wucherer und kein Schieber sein darf! Gebt durch diese Erziehung dem Heimatgedanken, der heute im Mittelpunkt des Unterrichts stehen soll, Größe und Schönheit, damit er nicht in Enge des Gesichtskreises und in erdhaster Gebundenheit verkümmert! Und will euch die heiße, zermürbende Werktagsarbeit der Schule zu Boden drücken, dann öffnet die Fenster solchen Erziehungsgedanken, damit ein erfrischender, beglückender Hauch von Süßigkeit und Weihe euer Werk belebe!

Noch eins, damit ich zu Ende komme. Derselbe Dichter, dessen Freiheitsworte wir eben vernahmen, hat auch das Wort geprägt:

„Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlaft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.“

Dem „still“ und „unerschlaft“ möchte ich heute hinzufügen: „unverwirrt“. Wer berufen ist oder sich berufen fühlt den riesigen Trümmerhaufen eines zusammengestürzten Volks Glücks mit fortzuräumen, das zerschmetterte Land wieder eben und fruchtbar zu machen und auf ihm von neuem zu pflanzen und zu bauen, der kann wie ein Stümper vorgehen oder wie ein Meister. Lebt er sein Ohr dem Geschwäh des Tages, den aufgeregten Ratsschlägen, die wie ein Hagelwetter auf ihn herniederprasseln, dem stürmischen Begehren des Einzelnen, der seine Hütte zu allererst wieder aufgebaut sehen möchte, läßt er sich durch Gegenvorschläge, die für morgen schon Besserung der Verhältnisse versprechen, aus der Fassung bringen, dann wird sein Schaffen ein Stümperwerk bleiben. Verstopft er aber seine Ohren mit Wachs und beginnt ruhig und unverwirrt die Arbeit, deren Vollendung sinnvoll über die kommenden Zeiten hin sich verteilen muß, dann lächelt ihm Erfüllung. Wir Männer und Frauen vom Frankenbund sind nicht allein berufen am Aufbau des Vaterlandes mitzuhelfen, aber wir sind mitberufen, und darum gilt das Gesagte auch für uns. Die Bestrebungen unseres Bundes versprechen nicht für morgen schon Erfolg; was wir säen, wird langsam aufgehen, langsam wachsen, langsam blühen und Früchte tragen und bedarf unausgesetzter, liebevoller Pflege. Aber unser Plan ist wohlüberlegt und wohlbegründet; denn er beruht auf der Erkenntnis von den Bedürfnissen und den Begabungen der Seele unseres Volkes. Darum wollen wir gelassen jenen zuschauen, die es schneller besser machen zu können glauben und die darum unser Tun für unnütz halten; sie werden bald außer Atem kommen und auf der Strecke liegen bleiben. Wir aber schreiten langsam, doch sicher vorwärts, ein leises Frohgefühl im Herzen; denn hinter den dichten Nebeln, die uns umbrauen, sieht das Auge unserer Seele den Morgenschein einer glücklichen Zeit. Und rasten unsere Hände zuweilen, dann falten wir sie zu dem stummen Gebet, daß unsere Kindes- und Enkelkinder, vom Sonnenlicht umstrahlt, auf den Pfaden dieser glücklichen Zeit dahinwandeln mögen bis in die fernsten Geschlechter.

Dr. Fr. W. Pfeiffer †

Am 2. Februar 1922 wurde ein begeisterter Anhänger unseres Bundes, Staatsbibliothekar Dr. Friedrich Wilhelm Pfeiffer nach siebenmonatlichem, schwerem Leiden zu Grabe getragen. In Nummer 3 des „Frankenlandes“ lasen wir noch aus der

Feder des Verstorbenen eine treffliche Besprechung verschiedener Bücher als Beitrag zur Förderung der Familien- und Personengeschichte in Franken. Namen- und Familienforschung war sein Sonderstudium, das er mit großem Fleiß und wissenschaftlicher Gründlichkeit betrieb. Besonders hervorzuheben ist seine Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit, die er an den Tag legte, wenn jemand mit einschlägigen Fragen an ihn herantrat. Der leider zu früh Verbliebene war kein Franke von Geburt, aber die Heimat seiner Eltern war ihm sehr ans Herz gewachsen und so zählte er zu den ersten, die sich für unsere Sache einsetzten und sie begründen halfen. Wie sehr er an den edlen Bestrebungen unseres Bundes hing, beweisen noch seine Pläne auf dem Sterbebette: nach seiner immer erhofften Genesung und Übersiedlung nach München im dortigen Frankenverein für unsere Sache eifrig zu werben und sie zielbewußt verbreiten zu helfen. Wer diesen sonnigen, prächtigen Menschen kannte, wird ihn nie vergessen. G. D.

Den Worten eines Freundes des Verbliebenen schließt sich die Vorstandschaft des Frankenbundes bewegten Herzens an. Wir sind uns bewußt, was wir in Dr. Pfeiffer verloren haben. Sein Idealismus versprach viel für unsere Sache. Eigenartig in seinem Wesen und seiner Auffassung von Welt und Menschen hätte er die familiengeschichtliche Abteilung unserer Zeitschrift mit Frische, Ursprünglichkeit und sicherem Erfolg geleitet. Unser dankbares Erinnern wird dieses allzufrühe Grab umschweben.

Die Bundesleitung



Eines fränkischen Bauernburschen Heimkehr von der Front 1918

Eine wahre Begebenheit

Kommt einer zu Meiningen an in der Stadt,
Vier Jahr für die Heimat gekämpft er hat.
Kaum hat er den Fuß auf den Bahnsteig gestellt,
Hat eine Schar Burschen sich zu ihm gesellt,
Von denen keiner im Felde war
Und keiner älter als achtzehn Jahr.
„Die Achselklappen runter!“ so brüllt's im Chor
Und einer holt ein Messer hervor.
Doch der Mann ballt die Fäuste, dreht sich im Kreis,
Daß keiner ihn zu ergreifen weiß,
Stößt mit den Ellenbogen: „Fort!“ ruft er laut,
„Wer's wagt, dem wird eine 'nein gehaut!
Verrecktes Gesindel! Ist das mein Lohn?
Ich trag' sie im fünften Jahre schon
Für Kaiser und Reich, für Heimat und Herd,
Sie gehören zu mir, sie sind mir wert.
Und müssen sie fallen jetzt ins Grab,
Dann trenn' ich sie selber vom Rock mir ab,
Stichle für Stichle!“

Römhild

Charlotte Bröchner

Hexenbrand

Von August Eichelsbacher, Würzburg



Einige drei Jahrzehnte war Herr Johannes Ekel Pfarrer gewesen zu Hörstein im Freigerichte vor dem Berge Wilmundsheim (Alzenau). Im Jahre 1611 nahm eintretende Blindheit ihm das geistliche Amt aus der Hand. Er selbst führt seine Augenerkrankung auf den Strom von Tränen zurück, den er im Januar um das Schicksal seiner Pfarrkinder vergoß. Zwiefache Not wars, die seine Gemeinde schlug um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts: *Hexenwahn* und *Pest*. Am ehemaligen Pestfriedhof am Hanauer Tor in Hörstein hat ein Gedenkstein mit gutem Muttergottesbild aus Bronze den Namen unseres Pfarrherrn als Stifter überliefert, im Gerichtsbuch ist sein letzter Wille vorgetragen und für die Hexenverfolgung hat Ekel's zitterige Hand die *Chronistenfeder* geführt. Auch nach seiner Amtsniederlegung blieb der blinde Geistliche in Hörstein wohnen, bis ihn ein Jahr vor dem Ausbruch des großen Krieges sein Nachfolger im Friedhof am Gotteshaufe zur letzten Ruhe bettete, gerade noch rechtzeitig genug um neues Leid ihm zu ersparen.

„ . . . Der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn“. Für keine menschliche Verirrung ist Schillers Wort zutreffender als für den unseligen Hexenglauben. Einer Seuche gleich schritt er durch die Lande, mordend und plündernd, ein Greuel, von Menschen geübt, um Menschen zu verderben. Immer neue Bausteine legt die geschichtliche Forschung bloß und vervollständigt so das Bild, das die seitherige Hexenprozeßforschung schon deutlich erkennen läßt: die Hexenbrände gruppieren sich um einzelne Mittelpunkte, „Brennpunkte“ in des Wortes eindeutiger Erklärung. Diese Brennpunkte, die Sitze der Hexenmeister, litten am meisten, und wie die Wärmewirkung des lodernden Feuers bei größerer Entfernung abnimmt, so versielten der Blut des Scheiterhaufens in den Dörfern um so weniger Opfer, je weiter die Ortschaft vom Brandherde lag. Ein solcher Mittelpunkt der Hexenverfolgung war auch Hörstein. Er zog den ganzen unteren Kahlgrund in seine Kreise und steht an Leistungsgröße kaum hinter dem in der Geschichte der Hexenprozesse berühmten Gerolzhofen zurück. Christ. Steiner, der gewissenhafte Geschichtschreiber des Freigerichtes (1820) erwähnt, daß „man gegen Ende des 16. Jahrhunderts von Hexenprozessen und Zaubereigeschichten hört, mit welchen sich Zentgrafen und Schöffen die Köpfe zerbrechen.“ Als Beweise gibt er zwei Belegstellen: „Uff der Jungmark sey ein Wäldlein, derorts, wie sie von ihren Eltern gehört, wohl vor hundert Jahren eine hexische Person verbrennet worden“ (Gerichtsbuch von Mönbris) und: „Steffen Deilet ist eine Her, sitzt gefangen. Jost Schneiders Witwe ist eine Her, sitzt gefangen.“ (Gerichtsverzeichnis von Somborn). Einzelheiten waren Steiner nicht bekannt. Dr. Rihn geht in seinem Führer durchs Freigericht (1886) über diese Stellen hinweg und schreibt, daß man niemals etwas von der Verbrennung der „Hexen“ gehört habe. Leider belehrte mich mein Archivstudium über das Freigericht eines andern. Ein mächtiger Folioband¹⁾ birgt unter allerlei Entwürfen von Briefwechseln und Verhör-

¹⁾ Staatsarchiv Würzburg, MRA, Hessen Kassel 84, K 320.

akten die umfangreichen Schriftstücke über Herenprozesse im Freigericht, die die Grundlage für diese Darstellung bieten.

Von Darlegungen allgemeiner Art kann im Hinblick auf die umfassende Literatur über die Herenverfolgungen abgesehen werden²⁾. Unsere Akten bestehen aus den Verhörprotokollen, die der Gerichtsschreiber fertigte, aus dem Schriftwechsel mit den Räten der Gemeinschaftsregierung über das Freigericht (Mainz-Hanau), aus den Rechnungen über die Herengelber, geführt von dem eingangs erwähnten Pfarrer Ehel, mit eingestreuten Bemerkungen, aus einem Briefwechsel mit dem Amtmann des Freigerichtes und aus zahlreichen Quittungen der Leute, denen die Herenverfolgungen Verdienst brachten. Sie sind trotz ihres Umfangs geringe Bruchstücke, wie nachfolgend noch gezeigt wird. Sie umfassen den Zeitraum von 1602–1605. Um 1605 scheint das erstmalige Auftreten einer „Pestilenz“ die Herenseuche eingedämmt zu haben.

Hauptort der Herenbrände im Freigericht war, wie gesagt, Hörstein. Hier schmeteten die Opfer aus der Umgebung, des unteren Freigerichtes, in dem eigens für diese Zwecke erbauten Gefängnis und sahen ihrem leider allzu klaren Schicksal entgegen. Heute noch nennt man in Hörstein die Stelle dieses Verwahrsams. Außerhalb des Steiggassentores, in dem Hohlweg am westlichen Ende der Abtsbergweinberge, erblickt man in der hohen Weinbergsmauer einen mehrere Meter breiten und hohen Mauerteil aus mächtigen Quadersteinen und in einiger Entfernung davon eine vermauerte Türöffnung mit Quadersteinumrahmung. Sicher befand sich hier ein größeres, sehr festes Bauwerk. Nachdem nun der Volksmund diese Reste heute noch als „Herenurm“ bezeichnet, haben wir keinerlei Veranlassung, diese dreihundertjährige Überlieferung³⁾ zu bezweifeln und stehen deshalb nicht an, die beschriebenen Mauerteile als die Überreste des in den Akten aufgeführten Herenverliehes festzustellen.

Ob die Hinrichtungsstätte der Opfer in der Nähe lag, oder ob die Nichtstätten des Zentgerichtes in der Feldabteilung „Lohe“ und in den „Kahler Tannen“, Abteilung „Gerichtsplatz“ auch die Schauplätze der Herenbrände waren, ist nicht klar nachzuweisen.

Die Oberleitung der Herenprozesse lag in den Händen der mainzischen weltlichen Räte in Aschaffenburg in Verbindung mit den hanauischen Räten und Befehlshabern zu Hanau. Die Verhöre leitete der Landbereiter des Freigerichtes als Vertreter des Amtmanns, der Zentgraf des Gerichtes Hörstein (z. Bt. der Herenbrände 1602–05 war der Gerichtsschreiber Eylos⁴⁾ Zentgrafenamtsverweser), und zwei Gerichtschöffen. Die Akten gingen dann durch Sonderboten nach Aschaffenburg und wurden umgehend erledigt, so daß die Prozesse sich ungemein rasch abwickelten.

Doch geben wir den vergilbten Schriftstücken selbst das Wort.

Anno Domini 1602 Mittwoch 16. January ist in Gegenwärtigkeit Zimprechts Ammans, Landbereiters, M. Paulus Eylos, Gerichtsschreibers, Paul Ruger

²⁾ Aufgeführt im „Frankenland 1914“ S. 116 von Fridolin Solleder, „Herenwahn, Zauberei und Wunderglauben in Franken“. Als Ergänzung für das fränkische Untermaingebiet: Dr. Lorenz im 1. und Dr. Englert im 8. Jahrgang der „Aschaffenburgischen Geschichtsblätter“.

³⁾ Heute noch werfen die Kinder in die Quaderspalten Steine und sprechen dreimal: „Weher mich nicht!“

⁴⁾ Heute der Name „Heilos“.

des Jungen⁵⁾ und Conz Seippel des Alten, Gerichtsschöffen, Barbara, Conrad Hilberts Hausfrau zu M i c h e l b a c h, auf der Churfürstl. Mainziſchen und Hanau-Münzenbergiſchen Räten zukommenen Befehl, gütlich die Wahrheit anzugeben aufgefordert worden, hat aber in der Güte nichts bekennen wollen, deswegen, dinweil ſie halsſtarrig verharret, gemächlich durch den Scharfrichter ihr den Krebs aufs Schienbein ſetzen laſſen. Bekannt, wie ſie vor vierzig Jahren, als ihr voriger Mann verſtorben, traurig geweſt, und zwei kleine unerzogene Kinder hinterlaſſen, dazu nicht viel Vermögen, ſei ein Mann, mit grüner Kleidung bekleidet geweſen und einen großen Federbuſch aufgehabt, zu ihr kommen: verheißen und verſprochen, ihr alles genug zu geben, auch ſeines Willens zu ſein begehrt, welches ſie getan. Hab ihr ein güldnen Kleingeld gegeben, welches hernach zu Aſchen worden. Hab ſich Grünwäldche genannt. Hernacher ſie auf einem ſchwarzen Bengel durchs Rauchloch in Teufels Namen an K ü h l b o r n geführt, ſie anderwärts in ſeinem Namen getauft, zweimalen Waſſer auf ſie geſchüttet, anbefohlen, Gott dem Allmächtigen, der heiligen Dreifaltigkeit und allen Gottes Heiligen ab- und ihm zuzuschwören, welches ſie getan und drauf die linke Hand gegeben. Ihr hernacher eine Wurzel geben, anbefohlen, damit Menſchen, Vieh und allen Kreaturen Schaden zuzufügen, welches ſie getan und ihr ſelbſten vor dreißig Jahren eine Ruß umbracht. Als Ludwig Peter Hochzeit gehalten, zwei gemäſte Säu, ſo im Acker geweſen, ingleichen auch vor drei Jahren eine Sau umbracht. So hat auch die hiebevorn hingerichtete Winter-Eiſ und die Hebamme Krieger, die jezo im Freien Gericht herumſchweift und bettelt, auch einen Nachbar hier, dem andern dort, Hühner und Gänſe ſtiehlt, ihr Schmer von ungetauften Kindern geben. Hab Rat geben, auch geholſen, Wein, Frucht, Acker und Obſt zu verderben. Dann hab ſie um Johannis-Ernd und Scheinigern an Stöcken geſtroffelt und hin und wieder begraben.

Hab gemelte Kriger Krefſe ihr der Hilbertin vor dreiundzwanzig Jahren in der Geburt ein Kind getödet und begraben, nochmals heraußer aus der Erden gegraben, daraus Salben gemacht und ihr daraus ſelbſt Salbe geben. Könnte auch anderen Leuten Milch und Rahm nehmen, und wenn ſie einen Arthelm in die Wand geſteckt in des Satans Namen, habe ſie ſolches zuwegen gebracht. Sei lange Zeit um öſterliche Zeit nicht wie andere Chriſten zum Nachtmahl gangen, da ſie ein ſolches empfangen, keine Ruhe vor ihrem Buhlen gehabt. Hab es auch bisweilen empfangen und zu einer Salbe geworfen. Hat, wenn ſie zu den Tänzen nach dem Dautnrrat, Beckenhaubenborn in der obern Aue fahren wollen, zu ihrem Mann ins Bett einen Beſen gelegt, hab er anders nicht vermeint, es ſei ſeine Frau geweſen. Wäre bei den Tänzen ein Leuchter geweſen, den die andern Heeren puken mußten. Als ihre Geſpielen nennt ſie drei Frauen. Bitte um Gottes willen, ihr dieſe Perſonen unter Augen zu führen und ihr ingleichen Recht widerfahren zu laſſen.

Ihre Angaben kehren in den Verhören inſolge gleicher Befragung faſt auf den Wortlaut genau wieder. Aus dieſem Grunde werden in der Folge nur neu auftretende Umſtände angeführt.

Die Rittſelein zu H ö r ſ t e i n, die in der Güte nichts bekannt, ſagte, nachdem ihr „gemächlich die Beinschrauben angezogen“ waren, unter anderem folgendes aus:

⁵⁾ Die Namen des Gerichtſchreibers und des Paul Ruger enthält auch eine Steintafel am „Wasserloſer Thor“ in Hörſtein von 1597.

Wie sie vor zehn Jahren im Frühling im Rotenrain-Weingarten krauten gingen, sei der Böse, schwarz bekleidet gewesen, zu ihr kommen, hab ihr verheissen, aller Dinge genug zu geben und ihr einen goldenen Gulden geben, welcher zu Pferdekot worden . . . hab sich Süßholzgin genannt, sie hernach auf einem Bock nach dem „Langen See“ geführt, zweimal Wasser auf sie geschüttet usw. (wie oben).

An bösen Taten zählt sie außer den oben aufgeführten auf:

Hab sie ein Kind mit der teuflischen Salbe geschmiert, welches lange Zeit große Marter gelitten, bis endlich es gestorben. Ein Mägdlein umbracht.

Vor Jahren dem Nachbar in nächtlicher Zeit in Kätzengestalt in den Stall kommen und ein Kalb umbracht. (Wiederholt sich sechsmal).

Sei auch dabei gewesen, wie der Schmiedin Tochter beim „heiligen Haus“ teuflische Braut gewesen.

An Gespielinnen zählt sie sechs Frauen in Hörstein, eine Frau in Wasserlos, eine in Welzheim auf.

Am 17. Januar 1602 wurde die Ewaltin von Hörstein nach „gemächlicher Anstrengung, da sie in Güte nichts bekannt, und nachdem zur Tortur geschritten war, da sie halsstarrig geblieben“, peinlichst verhört. Sie sagte nichts aus. Und da man sie nächsten Tages fragt, aus was für Ursachen sie nicht bekennen wolle, gab sie zur Antwort: Ihr Buhle, der Schelm, sei hievor bei ihr im Gefängnis gewesen, hab ihr anbefohlen, stark hinterzuhalten, er wolle ihr daraus helfen. Deswegen sei sie hartnäckig geblieben. Sie wolle aber jezo ungemartert in der Güte aussagen, was ihr Wissenschaft sei.

Ihr war der böse Feind am Tag nach der Kälberauer „Kerb“ erschienen, als sie hinter den „Melmerberg“ grasen gegangen war, hab ihr einen Schoß voll Goldgulden geben, die aber zu Pferdekot wurden. (Taufe wie oben).

Gab ihr einen weißen Stab, damit sie alles verderben konnte, was sie berührte. Sie konnte auch die Kunst, den Rahm von der Milch anderen Leuten zu nehmen und nur die Molke zu lassen. Sie nennt vier Gespielinnen.

Obengenannte „Heren“ wurden am 29. Januar 1602 mit Feuer vom Leben zum Tod gerichtet.

Am 21. Januar 1602 wurde Hans Amges Hausfrau, da „begnadigt“, mit dem Schwert gericht und ihr Körper ins Feuer geworfen.

Am 26. März 1602 wurde Kunigunde, Stoffel Hartrichs Wittib nach „Streckung“ verhört. Sie gibt dem Buhlen den Namen Fledderwisch. Als Zusammenkunftstage der Heren zählt sie Walpurgis, Heilig-Kreuztag und Pfingsten auf. Fünf Gespielinnen ohne die schon hingerichteten Frauen werden von ihr angegeben. Eine Frau aus Alzenau bekennet, daß sie die Kühe anderer Leute an einem Seil melken konnte. Sie weiß sieben Genossinnen an den teuflischen Tänzen im Hauckwald, beim Mehrhof und im Aelbruch zu nennen.

Eine Michelbacher Frau heist den Satan Grünwäldche. Sechs Gespielinnen in Michelbach, vier in Kälberau, zwei in Alzenau verzeichnet der Schreiber.

Die Mainzischen weltlichen Räte entschieden, daß von den aufgezählten Genossinnen immer die öfter genannten vorerst einzuziehen und den Angeberinnen vor der Hinrichtung

gegenüberzustellen seien. Vorsorglich bezeichnet deshalb der Gerichtsschreiber die Zahl der wiederholten Nennungen. Der jeweilige Bescheid der Räte lautet fast stets wie folgender:

„Nachdem nach Gestalt der Sachen man nit Ursache hätte, sich mit den Verhafteten ferner aufzuhalten, sondern sie vor peinlich Recht zu stellen und, was erkannt, an ihnen wirklich erequieren zu lassen, so werdet ihr dasselbig fürderlich ins Werk zu setzen wissen. Allein dieweil diese andern mehr angegeben haben, ihr auf Belieben eine oder drei der Verdächtigsten einzuziehen und vor der Hinrichtung mit denen, die sie als zauberische Gespielinnen angegeben haben, zu konfrontieren . . .“

Die Hanauischen Räte, die „nach altem Herkommen“, wie es in den Akten heißt, nach ihrer Zustimmung gefragt wurden, hatten nie etwas gegen weitere Verhaftungen einzuwenden. So begann denn das alte Werk von neuem und wenn ein Herenbrand einige Opfer des unseligen Wahnes verschlungen hatte, dann schmachteten schon hinter den Gittern die nächsten, von den peinlich befragten Heren der Mitwissenschaft beschuldigt und bei der Gegenüberstellung vor der Hinrichtung von den dem Tode Geweihten in bestimmtester Weise als Mitschuldige erklärt. Wie sollten sich die Bedauernswerten verhalten, um ihre Unschuld darzutun?

Auch darüber sollen die Akten sprechen.

Den Vorgang einer Gegenüberstellung schildert ein Auszug aus einem Bericht des Landbereiters:

„ . . . sei Hans Sibers in Hörstein Hausfrauen ihrer Angeberin unter Augen geführt worden. Diese zu ihr gesagt, was sie doch vormals in solcher böser Gestalt mit ihr zu schaffen hatte. Ihr wisset doch wohl, daß es anders nit ist, daß ihr bei den Tänzen, da ich gewesen, gleichfalls gewesen, vorab beim heiligen Haus. Sollte ihre Sachen auch jetzt zu Gott setzen, seien beide alt (die Angegebene fünfundsiebzig Jahre!). Dessen Sibers Hausfrau sich e n t f ä r b t und gesagt, ihr geschehe unrecht.

Ferner Cong Schäfers Wittib zu Alzenau, dreiundsiebzig Jahr alt, ihrer Angeberin . . . Diese ihr rund unter die Augen gesagt, sie habe mehr böse Stück als sie selbst verrichtet, daß sie auf den Tänzen im Haugwald und bei den Ratschlägen, als sie Wein, Korn und Obst verderbet, gewesen, auch Gotteslästerung und Verfluchung meisterlich gebraucht. Darauf nichts anders zu sagen gewußt, als: Margret, du liebes Kind, du frommes Blut, ich hab doch all mein Lebtag dir und deinen Kindern nichts zu leid getan. Angeberin ihr zur Antwort erteilt: Man sollte sie hinführen und ihr tun, was ihr widerfahren, würde sie es wohl offenbaren.

Die dritte, eine vierundfünfzigjährige Frau aus Michelbach ward der Geyerin, welche sie am heftigsten begehrt, unters Gesicht gebracht, zu ihr gesagt: Was sie doch wollte? Sie hätte mit ihr doch nichts zu schaffen. Geyerin aber zu ihr u n e r s c h r o c k e n gesagt, sie dürfe sich nicht also schön machen, sie seien doch im Kälberauer Wald bei den Tänzen und Ratschlägen beisammen gewesen. Darauf geantwortet: Sie lüge. Gott solle ein Zeichen an ihr tun, daß jedermann sehe, ihr sei unrecht geschehen.

Hierüber jede in sonderheit in Güte examiniert . . . Da in Güte nichts zu erlangen, fragt der Landbereiter, wie er sich zu verhalten.“

(Hörstein 10. April 1602).

Und obwohl die gegenübergestellten „Gespielinnen“ sich nicht anders benahmen, wie sich Unschuldige benehmen können, erging doch von seiten der Räte der Befehl:

„Da sie in der Confrontation sich also erzeigt, daß man nit Ursach hätte, von ihnen abzusehen bloß wegen ihres Widersprechens, sondern sie in Güte nochmals zu befragen und wenn sie halstarrig seien, sie mit der Tortur angreifen zu lassen.“

(Fortsetzung folgt.)



Volkskundliches Schrifttum

Besprochen von Prof. Dr. Hans Giesberger, Weissenburg

Ich beginne mit vier Büchern aus dem Verlag B. G. Teubner in Leipzig. Sie entstammen alle der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt.

Heimatspflege (Denkmalpflege und Heimatschutz) von Hermann Bartmann. Bdh. 756. 1920. 128 S.

Wenn der verlorne Krieg etwas Gutes gebracht hat, so ist es das Heimatgefühl, das er bis hinein in tiefe Schichten eines Teiles unsres Volkes wieder erweckte. Heimatgefühl allein tut's freilich noch nicht. Aus ihm heraus muß erwachsen die Heimatspflege. Über ihre Aufgaben, Mittel und Rechtsverhältnisse unterrichtet knapp, doch allseitig und fesselnd die genannte Schrift. In drei Abschnitte zerlegt der kundige Verfasser den umfassenden Stoff: Denkmalpflege, Landschaftspflege, Pflege des Volkstums. Das Büchlein will dem Volke in leicht verständlichen, ungelehrten, aber deshalb nicht weniger wissenschaftlich gut begründeten Darlegungen die Augen öffnen für die Schönheiten und Werte der Heimat, es will sein ein Entzündeter der Liebe zur angeflammten Scholle. Daß es auch dem Forscher Dienste leisten kann, besonders durch die reichen Hinweise auf das zugehörige Schrifttum, hebe ich hervor. —

Deutsche Volkskunde im Grundriß. 1. Teil: Allgemeines, Sprache, Volksdichtung. Von Karl Neufchel. Bdh. 644. 1920. 138 S.

Wir haben keinen Überfluß an zusammenfassenden Darstellungen über deutsche Volkskunde. Die Schuld daran lag zumeist an der Aschenbrödel-Stellung, in die sie sich von der Wissenschaft bis vor kurzem hatte drängen lassen. Langsam, aber sicher beginnen sich wertvolle volkscundliche Arbeiten die ihnen gebührende Anerkennung auch in wissenschaftlichen Kreisen zu erobern. Einen beachtenswerten Schritt auf dem Wege zu diesem Ziel machte K. Neufchel mit dem vorliegenden gehaltvollen Werke. Einleitend spricht er über die Grundlagen, Ziele und Anwendungsmöglichkeiten der Volkskunde, dann über deren Verhältnis zu

andern Wissenschaften. Hierauf behandelt er die deutsche Sprache mit ihren Mundarten, die Ständes- und Berufssprachen sowie die Volksdichtung: Volkslied, Volksschauspiel, Märchen, Sage, Schwank, Legende, Rätsel, Sprichwort, Inschrift an Haus und Gerät. Überall spürt man den erfahrenen, zuverlässigen Volksforscher. Das Buch sei warm empfohlen. —

Das deutsche Dorf von Robert Mielke. Bdh. 192. 1920. 3. Aufl. 128 S. und 51 Bilder.

Wer als Volkscundler rasch und anregend unterrichtet werden will über Entstehungsweise, Siedlungsart, Verbreitung und Bildungsstand des deutschen Dorfes, der greife nach diesem Schriftchen. Es wird ihn gut beraten. Auch für Baumeister und Gärtner bringt es merkwürdige Winke. Die Ausführungen sind des beschränkten Raumes wegen freilich oft nur skizzenhaft. Ihre Einteilung nach staatlichen Rücksichten hat mich beim Lesen etwas gestört.

Deutsche Feste und Volksbräuche von Eugen Fehrle. Bdh. 518. 1920. 2. Aufl. 101 Seiten und 29 Bilder.

Fehrles Büchlein halte ich für vortrefflich. Es gibt eine klare, wenn auch gedrängte Übersicht über die bekanntesten deutschen Volksbräuche namentlich im Zusammenhang mit den Festen des Jahres. Freilich kann man von einem Werk, das den umfangreichen Stoff auf rund hundert Seiten zwängen muß, nicht verlangen, daß es jede Frage beantwortet. Aber man merkt auf allen Blättern die sichere Hand des Verfassers und sein Bestreben nicht die Tatsache des Brauches, wie er heute geübt wird, allein sprechen zu lassen, sondern auf seine Entwicklung im Zeitlaufe möglichst einzugehen. Das ist besonders wertvoll. Verständnis für die volkstümlichen Feste und Bräuche sollte jeder zu gewinnen versuchen, der das Volk kennen lernen will. Fehrle bietet einen recht brauchbaren Schlüssel dazu. —

Sagen und Geschichten aus Mittelfranken v. Theodor Aufseberg. Friedr. Kornische Buchhandlung, Nürnberg o. J. 3. und 4. Aufl. 59 S.

Aufseberg ist einer der wenigen, die seit mehr denn einem Menschenalter fränkische Sagenkunde pflegen. Schon vor nun bald 30 Jahren gab er zum erstenmal seine Sagen und Geschichten aus Mittelfranken heraus. Das wollen wir ihm heute noch danken. Er bezeichnete seine Arbeit damals als Bausteine für den Unterricht in Geographie, Geschichte und Heimatkunde. Jetzt liegt die 3. und 4. Auflage vor mir, ein Beweis, daß das Büchlein in den Kreisen, für die es geschrieben ward, als brauchbar erkannt wurde. Zwar ist neuerdings einiges ausgeschieden, andres eingefügt worden; im wesentlichen ist es aber das alte gefällige Schriftchen geblieben, innen wie außen. „Der Jugend erzählt“, heißt's auf dem Titelblatt. Wohl, möge sie fleißig darin lesen! Doch einige Bedenken seien nicht verschwiegen. Sprachlich ist nicht alles so mustergültig, wie ich es für ein Jugendbuch als selbstverständlich voraussetzen muß. Der Herausgeber welscht stark, derselbert bisweilen geschmacklos, stört auch sonst, besonders sprachfeinsinnigere Leser,

noch auf mancher Seite (17, 25, 27, 28, 34, 48, 54). Inhaltlich nicht einverstanden bin ich mit dem zweiten Satz in der „Selben Birg“, mit dem vierten in der „Teufelsmauer“ und mit dem letzten in der „Wülzburg“. Die Quellenangabe hätten auch in dieser Auflage genannt werden sollen. —

Weissenburger Heimatbücher. 1. Jahresbericht des Ver. f. Heimatkunde v. Weissenburg i. B. und Umgegend (Altertumsverein). 1921, 63 Seiten.

Neben einem Vereinsbericht, der sprachlich nicht auf der Höhe steht, und einem Gebicht enthält das Heftchen vier heimatkundliche Arbeiten. Von diesen verdient eine genannt zu werden: J. Miedel, Flur-, Forst- und Wohnortsnamen im Reichsstadt- und Reichswaldgebiet von Weissenburg i. B. (S. 2–44). Sie ist musterhaft durchgeführt und erscheint geeignet dem Schriftchen eine gewisse Beachtung zu sichern.

Das Ganze als Buch („Heimatbücher“) zu zeichnen ist etwas übertrieben. Die Verquickung von „Jahresbericht“ und „Heimatsbuch“ halte ich für verfehlt; der Titel der Veröffentlichung leidet bereits darunter. Einer der drei andern Beiträge birgt auf fallend viele Druckfehler in lateinischen Wörtern. —

Buchbesprechungen

Auf der Insel. Eine Frauenschmiesee-Novelle von Michael Gebhardt mit vier Original-Steinzeichnungen von Heiner Dikreiter. 1921. Drei Zinnen-Verlag G. m. b. H., Würzburg.

Der neugegründete Verlag ist mit dieser sehr feinen Gabe vielversprechend an die Öffentlichkeit getreten. Die Ausstattung des vorliegenden Buches erinnert nach Einband, Papier und Druck an die berühmten „Friedenszeiten“ und die vier Kohle-Zeichnungen von Dikreiter, weich, aber dabei nicht süßlich, sondern kräftig-breit, passen sich dem Ganzen glücklich ein. Michael Gebhardt ist unter den fränkischen Dichtern der Gegenwart vielleicht der zarteste. Dieser kleine Abschnitt aus einer Liebesgeschichte ist — um in Bildern zu reden — ein leiser Lusthauch, der die Wellen eines Sees kräuselt, oder ein fallendes Blatt im sonnendurchleuchteten Wald, oder Weichenduft, den ein Frühlingwind zu uns herüberträgt. Für etwas so Feines, Reines in Sprache und Inhalt scheint mir die herkömmliche Bezeichnung „Novelle“, die Ansprüche auf starke innere oder geräuschvolle äußere Geschehnisse erregt, nicht am Plage zu sein. Man sehe darüber hinweg und freue sich, daß in unserer Zeit, wo „Expressionismus“ und „Naturalismus“ Hans-

kasperlkämpfe miteinander führen, unbeirrte Schriftsteller jenem inneren Zug zu folgen wagen, den man — Idealismus nennen kann. P. S.

Würzburg. Sechs Steinzeichnungen von Heiner Dikreiter. Drei Zinnen-Verlag, Würzburg.

In einer einfachen, gelben Mappe bringt Dikreiter kleine hübsche Kohlezeichnungen: Schönbornkapelle, Stift Haug, Käpple, Festung, Tor-Durchblick gegen den Main. Die Zeichnungen scheinen mir das Wesen der dargestellten Gegenstände zu erfassen, und die Gegenfaktwirkungen von Licht und Schatten überzeugend. Es ist gut, wenn man zuweilen den trocknen lehrhaften Ansichtsposittarten der bekannten Würzburger „Schönheiten“ die Stimmungsweite künstlerisch geschauter Bilder gegenüberhält, und hier ist für ein halb Duzend dankbarer Vorwürfe gute Gelegenheit dazu geboten. P. S.

Gunzenhauser Heimatbote. Blätter für Geschichte, Volks- und Heimatkunde des mittleren Altmühltales. Mitteilungsblatt des städtischen Museums und des Vereins der Altertumsfreunde in Gunzenhausen. Beilage zum „Altmühl-Voten“, Gunzenhausen. Herausgegeben von Dr. H. Marzell

unter Mitwirkung von Pfarrer Lic. Claus, Stud.-Prof. Dörr und Med.-Nat Dr. Eidam. Diesen Blättern, von denen die 1. Nummer vor mir liegt, müssen ein paar freundliche Worte mit auf den Weg gegeben werden. Von vornherein bürden die Namen der Herausgeber, die fast alle zugleich auch unserem Frankenbund nahestehen, für Volkstümlichkeit ebenso sehr wie für wissenschaftliche Gediegenheit. Auch verlangt die reiche vorgeschichtliche und römische Vergangenheit der Gegend von Gunzenhausen wirklich ein derartiges Mitteilungsblatt. In dem vorliegenden Heft spricht Pfarrer Claus über die frühere Bevölkerungszahl von Gunzenhausen (hauptsächlich auf Grund der Kirchenbücher), Dr. Eidam über einen Massenbronzefund bei Windsbach, Dr. Marzell über Ortsniederlagen aus dem mittleren Altmühltal und den angrenzenden Gebieten. — Wir wünschen dem Gunzenhauser Heimatboten, daß es ihm gelingen möge die Ehrfurcht weiterer Kreise der Bevölkerung für die Geschichte und die Denkmäler der engeren Heimat zu wecken. Ohne Ehrfurcht vor dem geschichtlichen Werden ist eine sittliche Wiedergeburt unseres Volkes nicht möglich. Ohne solche Ehrfurcht kann auch ein Frankenbund nicht bestehen.

P. S.

Würzburgs Straßen und Bauten. Ein Beitrag zur Heimatkunde von Thomas Memminger. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Würzburg, Gebrüder Memminger, Verlagsbuchhandlung, 1921.

Wenn alle Städte ein derartiges Werk besäßen, stünde es mit der Kenntnis der engsten Heimat besser als dies gewöhnlich der Fall ist. Das Buch, ein Gegenstück zu Anton Schusters „Bamberger Taschenbuch“ bringt in alphabetischer Anordnung alle Würzburger Straßen und Plätze, deren Namen erklärt werden, und zählt alle irgendwie bedeutsamen Häuser auf, deren Geschichte, soweit bekannt, ausführlich behandelt wird. Eine Unsumme von bemerkenswerten Nachrichten, von geschichtlich oder volkstümlich bedeutsamen Tatsachen ist infolgedessen in dem Buch niedergelegt, und die Schicksale vieler bedeutender Männer (z. B. des Arztes Lukas Schönlein, um nur einen Namen zu nennen) ziehen vor dem geistigen Auge vorüber. So wird das Buch zugleich zu einem „Pantheon“, wie es der Bamberger Jäck genannt haben würde, zu einem Pantheon aller bedeutenden Persönlichkeiten, die jemals in Würzburg gelebt haben. Man möchte wünschen, daß alle Würzburger nicht bloß von Fall zu Fall in dem Buch nachschlagen, sondern gelegentlich in einer stillen Stunde eine ganze Häuserreihe ihrer Vaterstadt, in dem Buch lesend, an sich vorüberziehen lassen. Der Fleiß, mit dem der Ver-

fasser alle die vielen weitverstreuten Nachrichten zusammenzutrug, ist nicht genug zu rühmen. Was einzelne Unrichtigkeiten betrifft — unvermeidbar bei einem solchen Werk — würde jeder, der's besser weiß, dem Verfasser sicher den größten Dienst erweisen, wenn er ihm sein besseres Wissen mitteilte. Schwierig ist und bleibt meiner Ansicht nach die Erklärung der Straßennamen. Hier heißt's mit der größten Vorsicht zu Werk gehen, und manche der in dem Buch gebrachten Erklärungen werden kaum in Zukunft bestehen bleiben können. Besonders ist hier schärfere Kritik gegenüber den landläufigen Ansichten, die immer wieder einer von dem anderen übernimmt, anzuwenden. So heißt es bei „Heidingsfeldstrasse“: „Heidingsfeld verdankt seinen Ursprung sowie den Namen dem thüringisch-fränkischen Herzog Hetan oder Heho. Anfänglich wurde es Hetansfeld, dann Hettingesveld genannt“. Ich bitte — (diese Aufforderung richtet sich nicht an den Verfasser des vorliegenden Buches) mir doch einmal die Urkunde zu nennen, in der die Form Hetansfeld vorkommt! Es gibt keine solche, und die Herleitung des Ortsnamens von Hetan ist eine unbewiesene Annahme. Das „Hettingesveld“ der Urkunde von 779 bleibt bis auf weiteres das „Feld eines Hetting“ (nicht „der Hettinge“: sonst müßte es Hettingesveld heißen), und dieser Hetting kann mit dem Hetan nicht das mindeste zu tun haben. Und noch ein Wort zu „Leutfresser“. Der Weg mit seinem merkwürdigen Namen (den nur unglaubliche Beschränktheit für unschön halten konnte) hat sein Gegenstück in dem Namen „Kinderfresser“ (so hieß z. B. ein Haus und danach ein Gäßchen in Speyer am Rhein). Beides sind also Hausnamen, offenbar genannt nach dem Hauszeichen, das einen, Menschen oder Kinder verschlingenden, Aufrackerkopf darstellte. Die Feldlage, die zu einem Haus zum Leutfresser gehörte, hat ihren Namen auf den Weg vererbt, und alles andere ist Phantasie. —

Wir wünschen dem verdienstvollen Buch noch gar manche Neuauflage und vor allem recht fleißige Benützung durch die Würzburger Bürgerschaft.

P. S.

Wilhelm Glöggler, Gedichte. Bamberg, E. C. Buchners Verlag 1921.

Wenn ich diese Gedichtsammlung durchlese, steigt ein feiner Hauch eigenen Erlebens vor mir auf — abgesehen von dem Wesensverwandten, das wohl auf die engere Landsmannschaft mit dem Verfasser zurückgeht. Wenn wir aber beim Lesen eines Gedichtbandes die Erinnerung an eigenes Erleben verspüren, so ist

das ein Zeugnis für die Echtheit der in dem Buch niedergelegten Empfindungen. Darin beruht der Hauptwert der Gedichte dieses jungen Franken: sie sind erlebt. Das erweckt gute Hoffnungen für die dichterische Weiterentwicklung des Verfassers, und dieser Tatsache gegenüber fällt es nicht sonderlich ins Gewicht, wenn in dem Bändchen noch allerhand Anklänge an Frühere (Chr. Günther, Goethe, Lenau usw.) laut werden. Die volle Unabhängigkeit wird sich der Verfasser schon noch erkämpfen. Glöggler's Sprache ist leichtflüssig, fränkisch-gewandt, anmutig; es müßte ihm ein Leichtes sein Versenden zu vermeiden, die sich nur in der lieben fränkischen Heimatmundart reimen. „Modern“ ist seine Ausdrucksweise nicht; ich betone aber ausdrücklich, daß für eine aus dem Herzen quellende Lyrik das Suchen nach ungewöhnlichen Worten und Bildern nicht notwendig ist; die findet immer den richtigen Ausdruck. Immerhin könnte vielleicht nähere Prüfung der Wortkunst unsrer führenden Lyriker der Gegenwart (z. B. unsres Landmannes Friedrich Schnack) auch für Glöggler fruchtbare Gesichtspunkte ergeben. Alles in allem: eine frische, lebenswürdige Erscheinung voll jugendlich-gesunder Unbefangenheit, auf deren weitere Entwicklung wir nicht ohne Spannung schauen.

P. S.

Scherzer, Hans, Geologisch-botanische Heimatkunde v. Nürnberg und Umgebung. Mit 18 Zeichnungen von Conrad Scherzer, 7 Profilen vom Verfasser und 8 Tafeln. Nürnberg. Verlag von Ernst Fromann. 1921. VIII+248 Seiten. Geh. Mk. 24.—.

Seinen „erd- und pflanzengeschichtlichen Wanderungen durchs Frankenland“ (vgl. Frankenland, 8.

Jahrgang 1921, S. 61) hat der Verfasser jetzt ein zweites Heimatbuch folgen lassen, das den Stoff in ähnlicher Weise für die Nürnberger Gegend behandelt. In Gestalt von Wanderungen zu den verschiedenen Jahreszeiten führt er auf treffliche Art in die geologischen und botanischen Verhältnisse der Nürnberger Gegend ein. Auch auf das Weichbild der Stadt selbst (Luitpoldshain, Tiergarten) dehnen sich diese Wanderungen aus. Verf. will „vor allem den Lehrern und reiferen Schülern einen Wegführer für ihre Unterrichtsgänge und Ausflüge geben, der ihnen zeigen möchte, wie Heimatkunde erwandert und wie Naturgeschichte erlebt werden muß, wie man der Gefahr biologischer und systematischer Wortmacherei entrinnt, und wie wohl es sich verlohnt, Heimatsforschung zu treiben auch im Nürnberger Reichswald und vor den Toren einer Stadt.“ Es wäre in der Tat wünschenswert, daß Scherzer's Wanderbuch einen recht großen Leserkreis gewinnt, denn es ist und bleibt eine Schande, wenn der „Gebildete“ nicht einmal die häufigsten Bäume und Sträucher seiner Umgebung kennt oder gar keine Ahnung hat über die geologische Geschichte des heimattlichen Bodens. Das sind doch Dinge, die wahrlich nicht nur den „Naturwissenschaftler“ von Beruf angehen! Dem Pilzfreund werden die ausführlichen Listen über den Pilzbestand des Reichswaldes besonders wertvoll sein. Man muß daher dem Verf. gewiß dankbar sein, wenn er es versucht hat, den Laien in angenehmer und anregender Form in die Kenntnis all dieser Dinge einzuführen. Schließlich mag noch bemerkt werden, daß durch die gut ausgewählten Bilder das Verständnis des Textes aufs beste gefördert wird.

Dr. Marzell, Gunzenhausen





Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde.

Werkblatt des Frankenbundes. Werkblatt der Vereinigung der Freunde der Frankengruppe. Mitteilungsstelle der Arbeitsgemeinschaft unterfränkischer Volksbildungsvereine und des Bayerischen Landesvereins für Familienkunde

Inhalt: Bamberg. Gedicht von A. Graf. — Die zweite Vertreterversammlung des Frankenbundes. — Über die Herkunft eines Adventsbrauches. Von Dr. Siebberger. — Ein fränkisches Rasemattenlied. — Unter den Zinnen der alten Burg Schönberg. Von Karl Kelber. — Segenbrand. Von A. Eichelsbacher. — Vom Bruchfaler Schloß. Von Max Schmitt. — Neue mainfränkische Mundartdichtung. Cornel Schmitt. — Volkskundliches Schrifttum. Von Dr. H. Siebberger.

Bamberg

Und ich kroch aus dem Staube der Winkelgassen
 — Ein Wurm — über steinernes Feld. Das lag verlassen.
 Und ich stieg auf rollenden Stufen und ward emporgezogen.
 Rings sah ich Häuser neigen sich und schwanken.
 Breit wuchs es über mich und hoch und unentrinnbar fest —
 Der Dom!
 Da ward — indessen hinter mich gekrümmte Giebel sanken —
 Vom Wunderbaren ganz ich aufgezogen.
 Und fuhr dahin und glitt und ward getragen.
 Und war ein Strom — dumpf rollten seine Wogen.
 Und war ein Auf- und Niederfluten,
 Licht schwoh aus überird'schen Bogen,
 Aus tiefsten Gründen zischten dunkle Gluten.
 Die Himmel neigten sich. Und ihren Gott zu loben,
 Erwachten Stimmen, die von jenseits drangen
 Durch Wolkenschleier, wundersam gewoben
 Aus schweren, rauchgewürzten Düften.
 Und Pauken dröhnten und Posaunen klangen
 Wie Uferbrandung der Unendlichkeit.
 Und Geister stiegen aus gesprengten Grüften,
 In dunklen Kreisen schwanden Raum und Zeit —
 Doch da ich steh im bloßen Seelenkleide,
 Seh Priester ich in schneeigem Gewand,
 Aufstrahlet silbernes Geläute,
 Ein Kelch entbrennet hoch erhobner Hand
 Und alles Volk sinkt betend in die Knie.
 Und ist ein Ohr, ein Auge und ein Wille,
 Ein Glaube und ein Reich und ein Gebet
 Und eine einz'ge große Stille —
 Von hohen leeren Mauerwänden
 Donnern Ewigkeiten.

Alfred Graf, Nürnberg



Die zweite Vertreterversammlung des Frankenbundes

fand am Samstag den 29. Juli zu Bamberg statt. Sie war in Anbetracht der mif-
lichen Zeitverhältnisse gut besucht; namentlich durften wir die Vertreter von Gruppen
begrüßen, die mit an den Rändern unserer bisherigen Verbreitung liegen: Obernburg am
Main, Römhild im Grabfeld, Kulmbach, Nürnberg. Alle Beschlüsse der Versammlung
wurden einstimmig gefaßt, ein Zeichen für den Einklang der Stimmung und Gedanken-
welt, die die Anwesenden beherrschte. Rein geschäftlich waren die Beschlüsse, daß Fräu-
lein Lisl Schultes in Würzburg, Wolframstraße 1, zum Bundesschriftwart auf die
Dauer von drei Jahren gewählt wurde (Herr Bruno Müller mußte sich wegen Arbeits-
überlastung von diesem Amt entheben lassen) — daß ferner die Bezeichnung „Vertreter-
versammlung“ (vgl. § 10 der Satzungen) durch „Bundestag“ ersetzt wurde; daß endlich
der Jahresbeitrag jedes Mitglieds auf 35 Mk. für 1922 festgesetzt wurde (25 Mk. für
die Zeitschrift, 10 Mk. für die Bundesaussgaben). Es liegt auf der Hand, daß mit
solchen Einnahmen der Bund keine „großen Sprünge“ machen kann. Leider ist die Unter-
stützung des Bundes durch freiwillige Spenden bis jetzt verhältnismäßig sehr gering ge-
wesen. Nur unser Mitglied Herr G. E. Brand im Haag (Holland) hat 1000 Mk.
gespendet und Herr Albert Zeiß in der gleichen Stadt hat seinen Einstand in den
Frankenbund mit 2000 Mk. bezahlt. Vivant sequentes! sagt der Lateiner. Beim
Kreistag von Unterfranken sind wir mit unserem Gesuch um Unterstützung durchgefallen.
Es ist der Jammer, daß im deutschen Vaterland heute alle Kulturbestrebungen
zurückgesetzt werden müssen. Wer's noch nicht weiß, der wird noch einsehen, daß dies eine
der allerschlimmsten Folgen des verlorenen Krieges ist. —

Von den vielen Anregungen, die der Bundestag brachte, sei eine besonders hervor-
gehoben. Es wurde die Gründung von Jugendabteilungen im Frankenbund als
dringend notwendig erklärt. In der Tat steht die reifere Jugend unseren Bestrebungen
größtenteils noch ganz fremd gegenüber — eine Folge davon, daß fast nirgends in Franken
im fränkischen Sinn erzogen wird. Ziel- und gedankenlos streift unsere Jugend — und
die außerfränkische erst recht — durch unser Land; ihre Augen sind für die Seele der
Landschaft und des Volkstums noch nicht geöffnet. Das Lautenklimplern und Abkochen
allein tut's nicht. Es ist unbedingt nötig, daß die verschiedenen Wandervereinigungen mit

dem Geist des Frankenbundes durchsäuert werden. Es muß unsere Zeitschrift der Jugend irgendwie zugänglich gemacht, vielleicht ein Teil ihres Raumes der Jugend zur Verfügung gestellt werden. Wir wollen in Würzburg demnächst mit der Gründung einer solchen Jugendabteilung den Anfang machen und hoffen dann bald unsere Erfahrungen den übrigen Gruppen mitteilen zu können.

Einen Gegenstand der Erörterungen bildete auch die Frage, wie die Versammlungen der Gruppen zu gestalten seien. Es wurde kein Widerspruch gegen die Behauptung des Vorsitzenden laut, daß regelmäßige, mindestens allmonatliche Versammlungen unerlässlich sind und daß diese Zusammenkünfte eine bescheidene Aufmachung zeigen sollen. In manchen Gruppen hat man sich noch nicht von der Meinung gelöst, daß die Ziele des Bundes durch glanzvolle Veranstaltungen am besten erreicht würden. Diese Ansicht hat sich nach den bisherigen Erfahrungen als falsch erwiesen. Hier und da einmal in einem großen Saal eine große Versammlung; immer aber die regelmäßigen, kleineren Zusammenkünfte mit zwangloser Unterhaltung, mit Vortrag fränkischer Gedichte, Lesung aus fränkischen Büchern, mit Gesang fränkischer Lieder, mit Vorzeigen fränkischer Kunstgegenstände. Dies ist Pflege fränkischer Kultur. Zur Lesung an solchen Abenden eignen sich besonders die Mundartdichter: Widder, Landsleut; E. Luther, Hollersträuwall; Fey, Loasa Böigeli; Einsiedel, Bauchstecherla; dazu die älteren: Kram, Kraut und Arwes; Rückert, Allerhand Kurzweil. Von fränkischer Lyrik in hochdeutscher Sprache: Englert, Geliebte Erde; Probst, Für stille Stunden; Schnack, Das kommende Reich. Dazu das Frankenbuch, herausgegeben von Bruno Frank. Erzählungen und Abschnitte aus Erzählungen von W. Bloem (Gottesferne); Büna u (Mut des Egidi Duldmann, Der Schreckenberger, Das Hundertguldenhaus, Sibille die Schulzin); Max und Elisabeth Dauthendey; A. Graf (Sanfte Laurenti); Herwig (Das Sertett im Himmelreich); Höchstetter (Brot und Wein); Kaitzel, Annamaig; Schmerl, Kaspar Lederer der Schulz; Seeger, Kilian Köhler; Sperl, Der Archivar; Tremel, Die Notmansteiner; Weigand, Weinland; Weismantel, Mari Madlen — und noch manche andere. Eine kleine Frankenbücherei, in der angegebenen Weise ausgeschöpft, würde für manche Gruppe ein köstlicher Besitz werden.

Jetzt nochmals zurück zum Bundestag. Am Sonntag den 30. Juli Vormittags trafen die Teilnehmer und sehr viele Mitglieder der Bamberger Gruppe zu einer Führung durch Dom und Schatzkammer zusammen. Während wir die Räume des erhabenen Gotteshauses durchschritten, wurde der „Frankenbund“ immer größer. Zum Schluß konnte der Führer sagen: „Gewiß haben die Teilnehmer dieser Führung sich heute davon überzeugt, daß der Dom zu Bamberg ein Baudenkmal ist, auf das alle Bamberger, alle Franken, alle Deutsche stolz sein müssen.“ Und jetzt lest alle noch einmal das Gedicht auf der ersten Seite dieses Heftes! —



Über die Herkunft des Anklopfens, eines verschwindenden Adventsbrauches

Von Prof. Dr. Hans Gießberger, Weissenburg



In Stetten, einem Dorfe bei Gunzenhausen, heißt der letzte Donnerstag vor Weihnachten der Anklopfer. Da zogen in den Friedenszeiten vor 1914 die Kinder von Haus zu Haus, klopften mit einem Holzhämmerlein an die Fenster oder Türen und empfangen von den Bewohnern Gaben: Zuckersachen, Backwerk, Dörrobst, Geld. Der Krieg beeinträchtigte Neigung und Fähigkeit zu geben und damit die Freude am Brauch. Er ist daher dort allmählich aus der Übung gekommen.

In Stetten galt nur der Donnerstag unmittelbar vor dem Feste als Anklopferleinstag, in andern Orten der mittleren Altmühllande und weiterherum waren die drei letzten Donnerstage vor dem 25. Dezember als Klöpfleinstage oder Klöpfleinsnächte bekannt. Der Brauch war früher in der Gegend dort sehr lebendig, namentlich in Berolzheim, Meinheim, Trommetsheim, Dittenheim, Windsfeld, Gunzenhausen, Weimersheim, in Döckingen, Langenalthelm, Weissenburg, Pappenheim und Solnhofen war er nicht unbekannt; auch in anderen Frankenorten (Ansbach, Rothenburg, Ritzingen z. B.)¹⁾ wurde er geübt; ja er stand beim fränkischen Stamme überhaupt²⁾, aber ebenso bei den Bayern und Schwaben und zwar bis tief hinein ins Alpenland in Ansehen.

Wie der Name für den Tag entstand, an dem die Sitte gepflegt wurde, ist uns schwer zu erkennen. Kinder, auch arme Erwachsene, meldeten sich durch Klopfen an der Haustüre, baten um Geschenke und sagten dabei gereimte Sprüchlein her³⁾.

Versuchen wir die Gründe auch für die Zeit unserer Bettelgänge aufzudecken. Der Herbst und angehende Winter ist derartigen Umzügen nicht ungünstig. Scheune und Speicher, Küche und Keller sind gefüllt. Der Mensch ist empfänglicher denn sonst für

¹⁾ In einer Belegstelle aus älterer Zeit heißt es: In superiore Germaniae parte, ea praecipue quae ad Almonam flumen vergit marchionatu Onolsbacensi comprehensa, cujus incolae plurimas gentilibus reliquias retinent, tempore adventus Christi sive media hieme (am Anklopferleinstag) vulgus per vias et pagos currit malleisque pulsat fores et fenestras indesinenter clamans «Guthyl, Guthyl» . . . J. G. Reifler, Antiquitates septentrionales. Hannover 1720, 307.

²⁾ „In Franken war es üblich, daß die Jugend beiderlei Geschlechts in den Abenden der drei Donnerstage vor dem Weihnachtsfeste von Haus zu Haus wanderte, an den Türen anklopfte, Lieder sang . . .“ Zeitschrift f. deutsche Mythologie und Sittenkunde 3, 1855, 67.—

³⁾ Im 15. Jahrhundert nannte man gewisse Reimsprüche dieser Art nach ihrem Anfangswort: Klopfan. Sie wurden vom Innern des Hauses aus gegen die klopfende Person gesprochen. Mit dem urwüchsigeren Klöpfeln hatte der Klopfanbrauch wenig zu tun. Er war eine „Neujahrspredigt“ in Gedichtform. Der Dichter schlug darin verschiedene Töne an: ernste, heitere, zarte, derbe, je nach Lebenswandel und Wesensart des oder der Anklopfenden. Das Ganze schloß oft mit einer Vermahnung, einem Wunsch fürs kommende Jahr. Nicht mit Unrecht hat man die Klopfan daher auch als eigenartige Neujahrswünsche bezeichnet. Sie sind Erzeugnisse der Kunstbichtung; doch lassen sich darin bisweilen auch echt volksmäßige Züge feststellen. Folz und Rosenplüt in Nürnberg waren die Hauptvertreter dieser Dichtungsart. Vgl. D. Schade, Klopfan. Hannover 1855.

Bitten gabenheischender, bedürftiger Leute und daher geneigt aus seinen Vorräten zu spenden¹⁾. Doch spielen, wie wir sehen werden, noch andere Umstände mit.

Den Brauch als christlich zu deuten halte ich nicht für richtig, wennschon in manchen Orten beim Klöpfeln Lieder geistlichen Inhalts gesungen wurden. Doch waren diese, wie nachstehende Proben erkennen lassen, keine Schöpfung des dichtenden Volksmundes. Auch erklären sie den Brauch in keiner Weise. Und schließlich: Hätte die Kirche nötig gehabt gegen ihn einzuschreiten, wenn er christlichen Anschauungen entstammte?

Eine in Kitzingen an den Klöpfleinstagen vor 130 Jahren noch gesungene „Dichtung“ lautete zum Beispiel:

Jesus ging im Garten, ex gloria,
Dein Blümlein wollt' er warten,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das erste war ein Ilige, ex gloria,
Eine schneeweiße Ilige,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das zweyte war ein Negelein, ex gloria,
Ein rosenrotes Negelein,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das dritte war ein Weigelein, ex gloria,
Ein himmelblaues Weigelein,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das erste war Gott Vater, ex gloria,
Hat Himmel und Erde erschaffen,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das andere war Gott Sohn, ex gloria,
Der trug die Dornen-Kron,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das dritte war Gott Heiliger Geist, ex gloria,
Der schuf die ganze Christenheit,
Deus Dominus, miserere nobis!

In derselben Gegend vernahm man noch vor 50 Jahren in den Klopfnächten das Lied Schirmers (Evangel. Gesangbuch Nr. 49):

Nun jauchzet all, ihr Frommen,
Zu dieser Gnadenzeit,
Weil unser Heil ist kommen,
Der Herr der Herrlichkeit usw.

Am trefflichsten kennzeichnet Gerolds „Advent“ die christliche Auffassung von der vorweihnachtlichen Zeit. Es sei daraus die zweite Strophe angeführt:

¹⁾ Ich erinnere an das „Wurstfahren“ gelegentlich der herbstlichen Schlachtfeste. —

Ich klopfe an, da draußen ist's so kalt,
 In dieser Winterzeit;
 Vom Eise starrt der finstre Tannenwald,
 Die Welt ist eingeschneit,
 Auch Menschenherzen sind gefroren;
 Ich stehe vor verschlossnen Thoren.
 Wo ist ein Herz, den Heiland zu empfangen?
 Ich klopfe an⁵⁾.

Mancher wäre vielleicht versucht, gerade im Hinblick auf das in Gerolds Gedicht Strophe für Strophe wiederkehrende „Ich klopfe an“, im Klöpfelbrauch, der ja in den Adventstagen gepflegt wurde, christliche Züge festzustellen. Mit Unrecht. Nicht minder falsch ist die Behauptung eines Schreibers des ausgehenden 18. Jahrhunderts⁶⁾, wenn er sagt, die Sitte sei herzuleiten von der Gewohnheit der ersten Christen sich durch Klopfen auf das nahende Weihnachtsfest aufmerksam zu machen. Eine ähnliche, bei Hospinian⁷⁾ auftauchende Meinung ist ebenfalls zurückzuweisen. Dort heißt es, „im Herrschaftsgebiete des Papsttums“ sei die Gewohnheit aufgekommen, daß an den drei Donnerstagen vor Weihnachten Knaben und Mägdlein nachts umherlaufen und an die Thüren klopfen um den Leuten die Geburt des Herrn ins Gedächtnis zu rufen. Es könnte sein, ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Kirche dem ihr unbequemen heidnischen Brauch einen christlichen Sinn hat unterlegen lassen, ein Vorgang, der sich hinsichtlich anderer Bräuche nachweisen läßt; von christlichem Ursprung kann indes nicht gesprochen werden. Merkwürdig ist folgende Übereinstimmung: Zur selben Zeit im Jahre etwa, da der gläubige Christ die Ankunft des Heilands erwartet, zur nämlichen Zeit bereitete sich der heidnische Germane auf Götterbesuch vor. Es scheint ferner, daß im 4. Jahrhundert die Kirche mit voller Absicht das Geburtsfest Christi in die Zeit der Winter Sonnenwende verlegte, in der auch der germanische Lichtgott geboren ward. Man begreift daher, daß unserer Weihnachtszeit noch Bräuche angehören, die auf heidnische Übung zurückgehen. Einer davon ist das Klöpfeln. Wie ich mir sein Werden denke, will ich nun darzulegen versuchen.

Wenn im Spätherbst oder Frühwinter Stürme das Land durchbrausten und düstere Wolken einander jagten, fuhr nach germanischem Glauben Wode (Wodan) mit der Wilden Jagd durch die Lüfte. Das war die Zeit, in der sich jedermann auf Göttereinkehr gefaßt machen mußte. Die Gottheit erschien in menschlicher Gestalt und schlichter Verkleidung vor den Thüren der Wohnungen, wo sie um eine Gabe bat. Niemand konnte wissen, ob irgendein im Spätjahr Bittender ein gewöhnlicher Erdensohn oder ein verummunter Gott war. Deshalb wies man in diesen Tagen aus Furcht vor der möglichen Rache eines Gottes keinen Bittsteller ab, beschenkte ihn vielmehr nach Vermögen. Ja, man stellte Gefäße mit Speisen vor die Häuser, damit der nachts etwa vorbeikommende Gott mit seinem Tiere sich daran lege. Die Menschen waren also gebefreudig gestimmt und die ohnehin gastlichen Germanen wiesen in dieser Jahreszeit keinen Fremdling unbegabt von der Schwelle. Meist hielt man Kuchen und ähnliches Gebäck bereit, denn auf den Tisch der Götter kam fast nur süße Speise. Die Form der Kuchen war beeinflusst von der winterlichen Sonnenwendzeit,

⁵⁾ R. Gerold, Palmblätter. Stuttg. o. J. S. 85.

⁶⁾ Journal v. u. f. Franken 5, 1792, 752.—.

⁷⁾ R. Hospinianus, De festis Christianorum. Genevae 1674, 160.—.

in der man lebte. Man buk runde Scheiben, die Vorgänger unserer Plätzchen, im Andenken an das Sonnenrad; ferner Ebergestalten zum Gedächtnis an des Sonnengotts heiliges Zier und Wickelkinder zu Ehren des neugebornen Lichtgotts.

Mit dem Übertritt der Germanen vom Heidentum zur Kirche Christi wandelten sich natürlich diese Vorstellungen und Gepflogenheiten. Der Priester des Evangeliums konnte zwar den alten Glauben nicht gleich ausrotten, doch gelang es ihm öfters heidnischen Bräuchen ein christliches Gewand umzuwerfen, so daß, wie in unserm Fall, anstatt der Götter nunmehr Heilige der Kirche austraten. Diese bereisten ebenfalls im Spätjahr, in der Regel zur Nachtzeit, die Lande. Wir dürfen an den hl. Martin und den hl. Nikolaus, auch an Knecht Rupprecht denken, die verkleidet umherzogen. Ihnen und ihren Reittieren stellten die Kinder Gaben vor die Behausungen, wofür die Heiligen dadurch dankten, daß sie Geschenke zurückließen.

Umgänge solcher und anderer Vermummter in der vorweihnachtlichen Zeit waren seit alters im Schwange und finden mancherorts heute noch statt. Der dabei vollführte Lärm: das Rasseln mit Ketten, Schlagen auf Töpfe und Pochen an die Häuser hatte ursprünglich keinen andern Zweck als die unheilbringenden Dämonen des Winters zu scheuchen, besonders von dem Hause, an oder vor dessen Türe man klopfte und lärmte. Daß sich die Inwohner für solchen Geisterbann stets gerne erkenntlich zeigten, ist verständlich und es leuchtet ein, daß aus der Sitte, die dem Ausübenden etwas einbrachte, später von manchem ein lohnendes Geschäft gemacht wurde.

Freilich war der Brauch lange Zeit auf drei bestimmte Donnerstage beschränkt. Warum man gerade einen Donnerstag, und zwar fast ausnahmslos⁸⁾, zu seiner Pflege wählte, hing jedenfalls mit den religiösen Ansichten unserer heidnischen Altvordern eng zusammen. Wir werden nicht zu sehr irren, wenn wir annehmen, daß die Germanen gerade den Tag zur Abwehr von Unholden und anderen feindlichen Mächten für besonders geeignet hielten, der ihrem stärksten Gott geweiht war: Thor oder Donar. Sinnbilder dieser Gottheit waren ohnehin Abwehrmittel gegen dämonische Einflüsse. So die Belemniten oder Donnerkeile, die man kleinen Kindern als Schutzsteine an einem Band um den Hals hing; die man ferner ins Haus legte, um dieses vor Blitzschlag zu bewahren. Doch die beste Sicherung wider Ungemach war Donars Hammer. Mit ihm, dem Malmer, bekämpfte er selber am erfolgreichsten die mächtigen Götterfeinde, die Riesen. Um Übles zu bannen grub man daher gerne das Hammerzeichen in Waffe und Gerät. Auch sonst bedeutete der Hammer viel: man berief durch seine Weitergabe Versammlungen oder vollzog durch seinen Wurf den rechtskräftigen Erwerb eines Grundstücks; man weihte damit am Hochzeitstage den ehelichen Bund und heiligte durch die Berührung mit ihm des Hauses Schwelle. Das Hammerzeichen segnete wie später bei den Christen das Zeichen des Kreuzes. Ich erinnere schließlich an die Redewendung „unter den Hammer kommen“, die im Rechtsleben noch heute üblich ist.

Nun verstehen wir, weshalb man in den Klöppelnächten mit einem Hammer klopfte. Doch warum an einem Donnerstag? Weil dies nach germanischem Glauben der heiligste

⁸⁾ In Kärnten galt der Dienstag — Einflüsse des Gottes Ziu — als Anklopfertag. —

Wochentag war, der Sonntag in unserm Sinn⁹⁾. Und dieser Tag war Donars, dessen Namen er ja heute noch trägt. Dank seiner Riesenstärke, dank seinem furchtbaren Hammer, jenem leuchtenden Sinnbild eines übelabwehrenden Mittels, war Donar wie kein anderer Germanengott befähigt als Beschützer der Menschen gegen verderbliche Mächte aufzutreten. Noch lange wirkte im Volksglauben, nicht nur an den Klöpsleinstagen, die Heiligkeit des Donnerstags nach. Er war z. B. der beliebteste Hochzeitstag und neben dem Sonntag der bevorzugte Fleischtage. An ihm traten die Dienstboten die neue Stelle an, an ihm vollzog man den ersten allgemeinen Viehaustrieb. An Donnerstagen hielt man das Bad in heilkräftigen Quellen für besonders wirksam. An diesen Tagen gab man kranken Haustieren Heiltränke ein oder band ihnen ein mit dem Zeichen des Donnerhammers versehenes Stück Papier um den Hals¹⁰⁾.

Daß später das Klöpseln auch an andern Tagen kurz vor oder nach Weihnachten geübt wurde, daß man statt des Hammers zum Pochen öfters auch Nuten, Holzstücke oder bloß die Faust benützte, auch nur Erbsen, die Lieblingsspeise Donars, warf; daß sich der Klöpselbrauch mit andern Volksgewohnheiten (z. B. dem Fegeln, Pfeffern) vermischte: all das ändert nichts an der oben beschriebenen Sachlage, beweist nur, daß fast jeder Brauch in Einzelzügen während langer Zeiträume verkümmert oder entartet.

Der Brauch des Anklopfels ist heutzutage auch in anderer Hinsicht bereits stark verzerrt. Er wird, wenigstens bei uns in Franken, fast nur noch als unangenehme Bettelei empfunden. Die Ausübenden sind Kinder der verschiedenen Altersstufen, nur selten Erwachsene. Die Sitte stirbt allmählich aus, zur Freude der Gebenden. Die Klöpselgängerei war eben mancherorts zur Landplage geworden. Doch nicht nur in unserer Zeit wird darüber geklagt; aus längst verwichenen Tagen liegen Berichte vor, die sich oft in recht beweglichen Worten ergeben über die „elende Gewohnheit“ und den damit verbundenen Müßiggang der Kinder, über ihr dabei beobachtetes Unmaß im Essen, über die Auslagen der Angebettelten und die mit dem Umherziehen verknüpften sonstigen Unschlichkeiten. Man darf annehmen, daß in größeren Dörfern 30 bis 50 Kinder dreimal — drei Donnerstage — an je ein Haus kamen und gabeheischend klopfen. Das war für viele Geber eine erhebliche Steuer, zumal da sich die Umherziehenden nicht immer mit einfacher Gabe (Brot) begnügten.

Während des Anklopfens plapperten die Klöpselgänger, wie ich eingangs schon erwähnte, einen Reimspruch herunter. Als Beispiele mögen nach den früher genannten „geistlichen“ auch ein paar „weltliche“ mitgeteilt sein.

Heit is di erscht Knipferlesnacht
 Wer hot sie aufgebracht?
 Drei vasuffna Weiber,
 Schlog'n si mit Scheiter.
 Apfl raus, Beern
 Oder i schlog a Loch ins Haus.
 Wir wünsch'n in Herrn an goldna Tiesch,

⁹⁾ „Der heilige E legius bezeichnet besonders die Heilighaltung des Donnerstags als heidnischen Greuel“. W. Mannhardt, Die Götter der Deutschen und nordischen Völker. Berlin 1860, 199. —.

¹⁰⁾ Vergl. über die Heilighaltung des Donnerstags besonders J. Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835, 130. —.

An jed'n Eck an badna Fiesch,
 In der Mitt' a Gläschla Wei,
 Daß er so recht lusti sei.
 Wir wünsch'n der Graa an goldna Wog'n,
 Daß mit konn's fohrn ins Himmelreich,
 Ins Paradies, da sitz'n die Englein allzugleich.

Ober:

Klopf oo, Klopf oo!
 D' Bäueri hot an scheen Moo,
 D' Bäueri is a scheena Graa,
 Wos sie hot, dees git's mer aa.
 Drauß'n in Tenna laaf'n di fast'n Henna,
 Drom in Fürscht hänga die Würscht,
 Güt mer d'langa, löst di korz'n hanga.

Auch so:

On klopf a Hämmerla, 's Brot licht im Kämmerla,
 'S Messa licht daneem, sollt m'r ebbas geem.
 Apfl raus, Birn raus, geh i in a anders Haus.
 Gut Haal, gut Haal und mein Gsell a an Taal.

Ich fasse zusammen: Das Klöpfeln geht wohl zurück in altheidnische Germanenzeit. Der Hammer, mit dem man klopfte, weist auf Donar. Dieser Gott war der mächtigste Schützer gegen drohendes Unheil. Sein Tag war der Donnerstag. Man klopfte daher um Übles abzuwehren mit dem wirksamsten Sinnbilde Donars an dem ihm geweihten Tage. Ob das Anklopfen schon in den ältesten Zeiten seines Bestehens nur um die Winter Sonnenwende herum oder auch sonst im Jahre nach Bedarf geübt wurde, vermochte ich nicht festzustellen. Der Grund, warum es, soweit verfolgbar, im Frühwinter auftritt, mag sein, daß gerade jetzt die feindlichen Kräfte am meisten zu fürchten waren. Auch wußte man, daß man in Spätherbsttagen nicht umsonst anklopfte, sondern Gaben empfing. Diese Gebefreudigkeit wurzelt in religiösen Anschauungen aus altgermanischer Zeit; sie erklärt sich aber auch aus einem gewissen Dankgefühl heraus den Klopfenden gegenüber¹¹⁾. —



Ein fränkisches Kasemattenlied



Durch Herrn Adalbert Jakob in Würzburg erhielt ich ein handschriftlich überliefertes Gedicht, das meines Wissens noch nicht gedruckt worden ist. Es darf wegen seines Inhalts und wegen der Umstände, unter denen es entstanden ist, Anspruch auf Beachtung erheben. Nach der Ansicht des Herrn Oberstudienrats Dr. Karl Reisert in Würzburg, des bekannten Herausgebers des „Deutschen Kommersbuches“, ist dieses Lied jedenfalls gesungen worden nach der Melodie des Studentenliedes:

¹¹⁾ Es wäre wertvoll feststellen zu können, wo und wie der aussterbende Brauch des Anklopfens in Franken heute noch geübt wird. Freundliche Leser sind daher gebeten sachdienliche Mitteilungen an den Verfasser gelangen zu lassen.

„Hier sitz ich auf Nasen mit Weilchen bekränzt,
 Hier will ich auch trinken,
 Hier will ich auch trinken,
 Bis lächelnd am Himmel mir Hesperus glänzt.“

Dieses selbst ist eine volkstümliche Änderung eines Liedes von Klammer Eberhard Karl Schmidt „Neuer Vorsatz. Nach Anakreon 1781“, das zuerst im Göttinger Musenalmanach 1790 erschien. Die Melodie, als „Volkswaise“ bezeichnet, findet sich zuerst in „Melodien der besten Commerslieder“ von W. Schneider, Halle 1801. Bemerkenswert ist, daß unser „Kasemattenlied“, im Dezember 1800 entstanden, schon dieser Melodie untergelegt wurde: sie muß also vorher schon volkstümlich verbreitet gewesen sein. Vielleicht läßt sich aber auch daraus schließen, daß der Verfasser ein Student war. Dies wird auch wahrscheinlich durch gelehrte Anklänge im Gedicht, so wenn in Strophe 18 von Atna und Vesuv, in Nr. 19 von Mars und Bellona die Rede ist. Also hätten sich an der Verteidigung der Feste Würzburg gegen die französisch-niederländischen Truppen auch Würzburger Studenten beteiligt. Übrigens zeigt das Kasemattenlied manche sprachliche Härten („Im Keller mit Mauern, die Bomben sind fest“) und allerhand Verbeirungen sowie matte Stellen; es ist nicht vom dichterischen Standpunkt aus beachtenswert, sondern vom geschichtlichen und volkstümlichen.

Der wohlbekannte geschichtliche Hintergrund ist der, daß während des 2. Koalitionskrieges (1799–1801) die Festung Marienberg von Franzosen und Niederländern belagert und beschossen wurde. Die französische Republik hatte im Jahre 1795 aus Holland einen Tochter- und Vasallenstaat unter dem Namen „Batavische Republik“ gemacht; daher werden die Belagerer in der Überschrift des Kasemattenliedes „Gallo-Bataver“ genannt. Der Kommandant Dall Aglio, der geäußert haben soll, er wolle sich halten, bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brennt, hat die Festung im Januar 1801 unter ehrenvoller Kapitulation den Belagerern übergeben.

Eine Bemerkung noch zu Str. 31 und 40. Dort heißt es: „Von Deutschen und Alt-Franken mutentbrannt . . .“ und: „Wer hat mehr erobert, verloren sofort, der Deutsch' oder Neufrank?“ Selbstverständlich sind „Altfranken“ die Bewohner unseres Frankenlandes, „Neufranken“ aber die Franzosen. Zur Zeit der französischen Revolution liebten es nämlich die neuen Herren des Staates, die Bewohner Frankreichs in Erinnerung an das einstige ruhmreiche Frankenreich der Karolinger als „Franken“ zu bezeichnen — wie sie sich andererseits auch gern „Römer“ schimpfen ließen, dieweil einmal auch Frankreich ein Bestandteil des römischen Weltreiches gewesen. Während reimsüchtige deutsche Dichter auf diese „Franken“ eingingen, nahm der besinnlichere Teil des deutschen Volkes dagegen Stellung und bezeichnete die Franzosen mit spöttischem Beiklang als „Neufranken“, die Bewohner Frankens aber, die echten Franken, als „Altfranken“. Daher trägt denn auch eine in unserer Zeitschrift, Jahrgang 1916, Seite 61 ff. veröffentlichte Schrift aus dem Jahre 1797 den Titel: „Anekdoten und Charakterzüge aus dem Einfall der Neufranken in Altfranken im Jahre 1796“.

P. S.

Kasematten-Lied

verfertigt im großen Keller auf der von Kaiserl. Königl. und Reichstruppen besetzten Feste Marienberg bei Würzburg während der Belagerung von den Gallo-Batavern im Monat Dezember 1800.

W o h n u n g :

1. Wir wohnen im Keller mit Lampen geziert;
 Sie leuchten nicht helle,
 Sie leuchten nicht helle,
 Doch, wie es zum Kasemattiren gebührt.
2. Im Keller mit Mauern, die Bomben sind fest;
 Da lebt man so sicher,
 Da lebt man so sicher,
 Weit sicherer noch als die Vögel im Nest.
3. Auf Pritschen, Matrasen, in Decken gehüllt,
 Da schläfts sich's so feste,
 Da schläfts sich's so feste,
 Wenn gleich es auch nur ein paar Stündchen so gilt.
4. Hier gibt's keine Tische, noch Bänke und Stühl';
 Man setzt sich auf Pritschen,
 Man stellt sich an Pritschen
 Und hilft sich so in dem Gedräng und Gewühl.
5. Es wird kein Kamin hier noch Ofen geheizt;
 Wir haben zwei Küchen,
 Wir haben zwei Küchen,
 Nur wird Aug' und Lung' stets vom Rauche gereizt.
6. Der Abtritt entlegen ist doppelt und fest;
 Doch unrein und stinkend,
 Doch unrein und stinkend,
 Drum wünschen wir, wer ihn nicht rein hält, die Pest.
7. Wir sind hier an Öle und Lichtern sehr reich;
 Wir müssen sie haben,
 Für uns edle Gaben,
 Weil bei uns die Tage den Nächten sind gleich.

K o s t :

8. Auch haben wir Rinder und Schafe genug,
 Und Lachen der Feinde,
 Ihr Brüder und Freunde,
 Beim Main-Wein-Pokale und Brantweinekrug.
9. Von Reis, Gerste, Linsen, von Erbsen mit Speck
 Kocht Suppen, Gemüse,
 Dass man es genieße,
 Zuweilen Mehlköße, mit Mainviertelweck.
10. Damit auch die Suppe schmeckt, wie sich's gehört,
 So sind die Artikel,
 Menage-Partikel,
 Mit Kochsalz, Schmalz, Pfeffer und Essig vermehrt.

11. Die Schnupfer, die Raucher sind alle versorgt;
Doch wird noch zuweilen,
Doch wird noch zuweilen
Von letztern ein Pfeischen zum Schmauchen geborgt.
12. Wer sorgte, ihr Brüder, wer sorgt für euch so?
Ihr kennt ihn, den edlen,
Von uns all geliebten,
Den Feldmarschall-Lieutenant von Dall Aglio.
13. Was fehlt uns, ihr Brüder, bei reichlicher Kost?
Es fehlt uns an Mädchen
Aus Dörfern und Städtchen,
Es wird nichts getändelt, geliebt und gekost.
14. Die Säfte, der tierischen Liebe geweiht,
Ersparen wir reichlich,
Was sonst nicht gebräuchlich,
Auf kommende freie und bessere Zeit.

B o m b a r d e m e n t :

15. Horcht, Brüder! was Franzmänner, Holländer tun:
Sie werfen stets Bomben,
Granaten und Kugeln,
Und lassen uns kaum noch die Nächte zum Ruh'n.
16. So heftig der Feinde Bombardement ist:
Doch werden sie zehnmal,
Für ein- oder zweimal,
Vom Donner der Feste Marienberg begrüßt.
17. Der schwarze Mithruder, Herr Teufel genannt,
Feu'rt aus seiner Schanze,
Weh heiligem Kranze!
zu stecken die himmlische Pforte in Brand.
18. Der Hölle wild fürchterlich feuriger Schlund
Speit aus so viel Feuer,
Speit aus so viel Feuer,
Als kam es aus Atna's und Vesuvius Grund.
19. Der Mars mit Bellona in zünftigem Bund,
Sie machten mit Bomben
Granaten und Kugeln,
Dem Steinbruch als unsre Beschützer sich kund.
20. Am Zwanzigsten merkt es, was damals geschah,
Da fiel die Granate,
Da fiel die Granate
Des Feindes den Köchen und Köchinnen nah.
21. Doch einer der Männer entschlossen rief laut:
Legt euch an die Erde,
Daß keiner wund werde,
So wird nicht versehrt euch ein Härchen der Haut.

22. Sie fiel von dem Schloße in Mitte vom Herd,
Zerschmettert die Töpfe,
Die Teller und Kessel,
Daß keiner einen Sechsbäzner war wert.
23. Drum kochten wir Suppen von Zwieback aus Not
Und lachten des Feindes,
Und lachten des Feindes,
Doch rühmten wir künstliche Würfe im Schlot.
24. Laß regnen Granaten und Bomben ins Schloß,
Sie zünden nur selten,
Sie zünden nur selten,
Doch manchmal zerschmettert das feindlich Geschloß.
25. Drum schüßt euch, ihr Brüder, so viel es kann sein,
Daß ihr nicht verlieret,
Daß ihr nicht verlieret
Vom Schlage der Kugeln Kopf, Arm oder Bein.
26. Im Dienste seid herzlich, wie's Männern zusteht,
Wenn gleich auch vom Knalle,
Wenn gleich auch vom Knalle
Der Bomben Gesicht und Gehör euch vergeht.

Lobrede auf den Herrn Kommandanten der Festung:

27. Wen von euch der eigene Mut nicht beseelt,
Der nehm' sich ein Beispiel,
Es wirkt wahrlich sehr viel,
An dem, der zum Ersten der Festung gewählt.
28. Er geht unerschrocken mit stets heitrem Blick
Im ganzen Bezirke,
Im ganzen Bezirke
Der Festung und trohet dem Krieges-Geschied.
29. Wißt, Brüder, daß schlaflos die Nacht er durchwacht,
Daß jeder der Posten,
Der kleinste der Posten
Von ihm ist mit Schonung und Sorge bedacht.
30. Wißt, Brüder, daß er unsern Feinden nicht weicht,
Wenn nur noch erträglich,
So lange es möglich,
Und — daß es uns allen zur Ehre gereicht.

Ausfälle:

31. Vom Deutschen und Alt-Franken mutentbrannt
Wurd' zweimal die Kette,
Die Vorpostenkette
Des Feindes am frühesten Morgen berannt.
32. Am Fünften, als kaum das Gefecht recht begann,
So stand schon im Rauche,
Die Moschee in Flammen,
Es haben's die deutschen Marsg'sellen getan.

33. An Zwanzigsten dieses und Siebenten, hört!
 Da wurden vier Schanzen,
 Schon fertig im Ganzen,
 Von echt deutschen Helden bestürmt und zerstört.
34. Vom Plage der kleinen Kapuzze-Kapell
 Ward Himmel und Erde,
 Ward Himmel und Erde
 Aus feurigen Schlünden erleuchtet bis Zell.
35. Seid großmütig, Brüder, gesteht es frei ein,
 Der Kampf mit dem Feinde,
 Wie's keiner so meinte,
 War heftig, er konnte wohl härter nicht sein.
36. Doch habt ihr errungen, was möglich nur war;
 Zwei schwere Kanonen,
 Zwei Kessel zu Bomben
 Vernagelt, unbrauchbar auf Monate gar.
37. Dem deutsch' tapfern Mute zu Ehre und Lohn
 Fiel euch in die Hände
 Die Zeller Kanone
 Mit zwei Karren, strotzend von Munition.
38. Zur Ehre der Bürger, die wohnen am Main,
 Am Fuße der Festung,
 Man sag es mit Achtung,
 Sie holten's mit eigenen Pferden gleich ein.
39. Voll Eintracht und Mitleid sie flogen hinaus
 In häufigen Scharen,
 Mit Tüchern und Bahren
 Zu tragen verwundete Krieger nach Haus.
40. Wer hat mehr erobert, verloren sofort,
 Der Deutsch' oder Neu-Frank?
 Der Deutsch' oder Neu-Frank?
 Das sage der echte und Dienstes-Rapport.
41. Es sagt der französische Dienstes-Rapport:
 Wir haben an Toten,
 Blessierten, Gefangenen,
 Eintausend fünfhundert gelassen am Ort.
42. Es sagt der echt deutsche und Dienstes-Rapport:
 Wir haben an Toten,
 Blessierten, Gefangenen,
 Einhundert und vierzig gelassen am Ort.

Befreiung:

43. Am dreißigsten kam's, was wir wünschten schon lang,
 Wir wurden befreiet,
 Gott sei gebenedeiet,
 Von harter Gefangenschaft ähnlichem Zwang.
44. Entsetzt — eingehandelt — mag sein wie es will,
 Wir haben zur Ehre,
 Der Festung zur Ehre,
 Der Feind muß es sagen, getan doch sehr viel.

Schluß.

45. Sie hat dreißig Tage und drei fast gedauert,
Die enge Blokade,
O Freiheit! o Schadel!
Es war uns die äußere Welt wie vermauert.
46. Es hat zwanzig Tage mit Pause gewährt
Das feindlich Beschießen,
Gleich Platz-Regen-Güssen,
Doch wenig' nur unsere Brüder versehrt.

Unter den Zinnen der alten Burg Schönberg¹⁾

Von Karl Kelber, Pfarrer zu Schönberg in Franken



Einige Meilen von Nürnberg pegnizaufwärts unmittelbar über dem schönen Nassenauer Wald lag am Hang des Moritzer Bergs das markgräfllich ansbachische Schloß Schönberg, von dem jetzt nur noch der Hungerturm steht. Tritt man aus dem Wald, so steht man wie gebannt von dem Anblick der steigenden Kirche, die von dem vorgeschobenen Felsenhügel aus den Wiesen- und Flurgrund königlich beherrscht, gedeckt von dem eine Viertelstunde weiter hinten jäh sich erhebenden, lang sich streckenden wälder-dunklen Berg. Genau wie nun die Kirche wird in früherer Zeit die Burg auf den überraschten Beschauer gewirkt haben. Ein erhabener Schauer wird ihn beim Verlassen der Waldung, die zu dieser Burg gehörte, berührt haben, wenn er aus nüchternen Gedanken oder ferntragenden Träumen geschreckt plötzlich das Schloß Schönberg vor sich thronen sah.

Wir beabsichtigen nicht das ganze Gerippe der Geschichte dieser alten Burg vor dem Leser aufzubauen, sondern wollen lieber ein kleines Stück dieser Geschichte mit Fleisch und Blut füllen, nämlich den Abschnitt der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, aus dem einfachen Grund, weil wir aus dieser Zeit mehr wissen als aus allen andern, indem die so trocken scheinenden Quellen gerade in diesen Zeitraum frisches Leben sprudeln.

Wir umgehen die Burg im Halbkreis und stehen auf der Dorfstraße vor dem äußern Hof. Rechts von uns steht noch heute das Bauernhaus, in dem der jeweilige Burgvogt einen Halbbauern sitzen hatte. Der Hof dieses Halbbauern erstreckt sich weiter nach rechts, dort steht ein sehr altertümlich aussehendes Haus, welches die Scheune zum Vogts-hof gewesen sein soll. An dieses ist links im Winkel als Abschluß gegen den Burggraben ein zweistöckiges Häuslein angebaut, das dürfte das Nebenhäuslein des Vogts gewesen sein, in dem er jemand anderes wohnen hatte. Denn 1707 läßt ein „Veit Mayer, Zimmermann in Herrn Vogts Nebenhäuslein allhier“ taufen. Der Vogt hat aber auch noch einen Hintersäß. Am 25. Oktober 1692 wird getauft „Leonhard, Hansen Finkens, der Schmied beygenannt, Herrn Vogts Hintersäßens im Thiergartenhaus, Söhnlein“. Seine Wohnung aber hat der Vogt im Schloß gehabt. Der zum Tod kranke wird an „Epiphan. 1660 in der Wohnstube im Schloß communiciret“. Am 26. April 1716 kommt die Tochter des Vogts, die eine Pfarrfrau geworden, bei ihren Eltern „im Schloß“

¹⁾ Quellen: Herrmann „Bayreuther Markgrafen-Büchlein“, Band „Himmelfron“, Registratur der Pfarrei Schönberg.

nieder. — Links im äußeren Hof, etwas weiter zurück den dahinter liegenden Schloßgraben begrenzend, stand das Torhaus, in welchem der Torwart und die Amtsknechte ihre Be-
hausung hatten.

Der Torwart führt uns auf unser Begehren um Einlaß in den innern Hof den kurzen Dammweg oder Schloßbuck hinan, der durch einen Teil des Grabens gebaut ist, und wir stehen vor dem 3 Meter breiten Wasser, das von dem kleinen Vorbau des Schloß-
durchgangs trennt. Hier unten ist eine starke Quelle, die immer neues Wasser dem Burg-
graben zuführt. Die Zugbrücke senkt sich und trägt uns hinüber und wir durchschreiten den
4 Meter langen Torweg, der über sich die mit dem Glocken-Dachreiter gekrönte „Tafel-
stube“ hat, den hellen Feierraum der Burg, in welchem die Hochzeitsmahlzeiten gehalten
wurden, aber auch, als „der weiland Ehrenveste vnd Hochachtbare Herr Mich. Leonh.
Steeb, in die 16 Jahr 4 Mon. vnd 11 Tag gewesener fürstl. Brandenb. Vogt allhier,
verschiedn, uff dem großen Saal vber der Kirchen sich das Männer Laidt zum Leichconduct
gesammelt“. Das Erdgeschoß dieses vordersten Baues enthält seit 1570 die Kapelle, in
die wir noch im Torwege rechts, unmittelbar vor dem Eintritt in den Schloßhof, über
etliche Stufen uns wenden. Zwei kleine gotische Fenster lassen durch die sehr dicken
Mauern aus dem Hofe Licht herein. Zwischen ihnen ist unsichtbar ein vollkommen erhal-
tener Dolch mit Elfenbeingriff eingemauert, der ahnungslose Handwerksmeister wird das
Stilet i. J. 1898 beim Abbruch der Burg finden. Eine Sühne für begangene Bluttat?

Und nun stehen wir in dem ungefähr quadratischen Innenhof. Wir sehen dem oberen
Stockwerk des ganzen Schlosses Holzgänge vorgebaut mit eichenen Kreuzen und Säulen.
Nur von da aus führen die Türen in die Gemächer, sodas also die Bewohner keine Ge-
legenheit haben, die Besucher durch Fensterscheiben zu betrachten, da diese in tiefen Mauer-
nischen alle nach außen gehen. Aus drei in Hufeisenform gelagerten großen Wohnbauten
mit hohen Dächern besteht die Burg, der Eintretende hat sie hinter sich, vor sich und rechts,
während ihm zur Linken ein Ziegeldächlein, nur wie eine niedrige Kappe, einen Ver-
bindungsgang bedeckt zwischen dem hintern und vordern Flügel.

Nur ein einziger Ausgang führt zu allen diesen oberen Wohnräumen, das ist die so-
genannte „Schnecke“, die Wendelstiege in dem schönen Turm, der dort rechts, wo sich der
Bau mit der Kapelle und der rechte Flügel einander treffen, steht. Gleich wo die Schnecke
oben endet, muß der Vogt gewohnt haben. Bei der vorhin erwähnten Leichenfeier für den
Vogt ist „vor der Stiegen, do man Zu des Verstorbenen wohnungs Losament hinaufgehet,
das Pliedt Herzlich thut mich verlangen nach einem sel. endt gesungen worden“. Es dürfte
auch seine Amtsstube, die er oben im Schloß hatte, in diesem Bau bei der Schnecke sich be-
funden haben. Unweit der Schnecke in der Richtung auf die schräg gegenüber liegende
Ecke zu war der tiefe Burgbrunnen. Die Mägde tragen von da ihr Wasser in die nahe
gelegene Küche im Erdgeschoß. Daran wird sich wohl die „Bauernstube“ angeschlossen
haben, in der das Gesinde seine Mahlzeiten einnahm und in Feierstunden sich aufhielt.
Außerdem waren unten nur Stallungen. Die Burg hatte auch eine Küstkammer mit dem
nötigsten Zeug und — eine Folterkammer.

Denn mit dem Schloß war ehemals die hohe und niedere Gerichtsbarkeit verbunden.
Bei dem der Schnecke gegenüber liegenden Winkel steht auch ein kleiner runder Turm.
Das ist der „Hungerturm“, der seinen Namen wohl nicht nur davon führt, daß die auf

etliche Tage in den Turm Verurtheilten im Erdgeschoß bei Wasser und Brod Hunger nach etwas Besserem werden verspürt haben, sondern auch davon, daß man den Verbrecher oder nach der Unbarmherzigkeit der Zeit auch den gefangenen Feind ins unterirdische Burgverließ warf und verhungern ließ. Wie mancher auch wird unter dem Schall des Glöckleins vom Dachreiter aus diesem Verließ hinausgeführt worden sein zum Galgen, der eine kleine Viertelstunde vom Dorf über dem Weg zum Moritzer Berg auf dem Kromberg oder, wie der Volksmund vielleicht richtiger sagt, Kroa- d. i. Krähenberg stand.

Gehen wir vom Schloßbrunnen bei der Schnecke in die Küche und sehen durch die Küchenfenster über den tiefgelegenen Graben, so steht drüben die markgräfliche Wildmeisterei. Schon i. J. 1653 wird sie im Taufbuch das „Neue Hauß“ (Neue Haus) genannt. Am 10. November 1664 meldet das Buch von einer Tauffeier: „Gevatterin ist gewesen Magdalena, Hannßens Mayers, Webers vnd Beständtners alhier in Hannß Jobst Habers, Wildtmeisters Behausung (das Neue Hauß genannt), Eheweib“. Sie dient heute noch als Forsthaus. Sie war in früherer Zeit der Ausgangspunkt für zwei fürstliche Anlagen. Der „Tiergarten hinter der Wildmeisterei“ war die Wildhege, das ist die Flur, durch die wir heute vom Austritt aus dem Nassenauer Wald an bis zur Burg gegangen und die noch immer den Namen Tiergarten trägt. Er wird schon 1365 für „ansehnlich“ erklärt. Und dann die siebzehn Weiher, die einen großen Teil desselben Gründleins bedekten, boten außer der Jagd den Insassen der Burg leckere Nahrung.

Es ist die Burg mit ihren liegenden Gütern in diesem 17. Jahrhundert von dem Markgrafen, wenn er Geld nötig hatte, öfter verpfändet worden, wie das auch früher manchmal schon der Fall gewesen. So wurde 1626 Schloß und Amt dem kaiserlichen Obersten Johann Schäfer von Habelsee gegen ein Darlehen als Pfand überlassen. Es wird dessen Sohn sein, den wir von Jakobi 1667 längere Jahre hier wohnend finden und der zuerst den Titel führt „Röm. kaiserlicher Majestät wolbestellter Obrist zu Roß Johann Schaf v. Habelsee, Hochfürstl. Durchlauchtigkeit zu Brandenburg Dnolzbach vnsers Gnädigsten Fürsten und Herrn Hochansehnlicher Rat“, um bald darauf zur Würde eines Generalwachtmeisters emporzusteigen. 1684 scheint der Markgraf das Pfand wieder eingelöst zu haben, aber nicht ohne die zum Schloß gehörigen Äcker an hiesige Einwohner für immer zu verkaufen. Eine Kette von Äckern unmittelbar hinter dem Dorf heißt jetzt noch „Schloßäcker“. Doch muß noch ein wenig dabei geblieben sein, denn die hochfürstliche Herrschaft, die um die Wende des 17. Jahrhunderts hier residierte, hielt sich wenigstens eine Viehmagd. Werden halt um ihrer nicht wenigen Kinder willen ein oder zwei Kühelein im Stall stehen gehabt haben.

Aber zwischen den beiden Habelsee begegnen wir einer anderen adeligen Familie hier, die ein Vierteljahrhundert lang, von 1642–1667, unsere Burg mit ihrem Bauernhof als Pfand besaß und die unsere ungeteilte Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es waren das die Glieder eines Verbanntengeschlechts, das um seines Glaubens willen von seinen Gütern vertrieben, wie so viele aus Österreich und aus dem Sulzbacherland verbannte Adelige, zunächst in Nürnberg eine Zuflucht sucht, um sodann, wenn sich die Gelegenheit gab, in einem Schlosse der Umgegend eine freiere Unterkunft zu finden. Wir lassen uns die Hauptperson dieser Familie von dem Pfarrherrn im Taufbuch vorstellen, wo sie als Gevatterin auftritt: „Ihr Gnaden, die Hochwoledelgeborene Fraw Sabina Fücksin, geborne

Jägenreuterin, im Schloß alhier wohnend, des WolEdelgebornen, Gestrengen vnd Mann-
vesten Herrn Johann Friedrich Fuchsen Seeligen, von Walpurg, uff Wincklern, Schön-
see, Khirnberg, Frawenstein, Strallfeldt, Schwarzenberg, der Oberen Churfürstl. Pfalz
gewesenen Raths, Landtmarschalls vnd Pflegers zu Waldtmünchen, hinterbliebene Fraw
Wittib". Ihr Gemahl war am 18. Junius 1641 in der Nürnberger Pfarrei Wöhrd
verschieden und am 11. Tag des Christmonats 1642 finden wir ihren erwachsenen Sohn
Junker Hans Christoph Fuchß hier in Schönberg als Gevatter. Er wird „Pfandsin-
haber“ genannt, von 1650 an ist aber seine Mutter als Pfandsinhaberin an seine Stelle
getreten, nachdem er sich wahrscheinlich schon damals mit Frau und Kind in die Nähe
seiner Stammgüter, in das Schloß Vohenstrauß begeben. Unser Auge bleibt aber ruhen
auf „Ihr Gnaden der Alten Fraw Sabina Fuchßin von Walpurg“, die als Wittib mit
„dero drei adeligen Fräwlein Töchtern, Fr. Hanna Sophia, Fr. Anna Dorothea und
Fr. Cathar. Elisabetha“, wie sie der Pfarrer in das Beichtbuch einzuschreiben pflegt, sich
tapfer durchschlug, denn für ihre Güter in der Oberen Churpfalz, die sie in kurzer Frist
hatte an den Mann bringen müssen, hatten sie begreiflicherweise verhältnismäßig wenig
genug bekommen. Die Frau Sabina Fuchßin muß auch oben in dem Bau bei der
Wendeltreppe ihre Wohnung gehabt haben, denn als a. 1660 ihre Enkelin, das halb
herangewachsene Kind ihrer nun länger vermählten ältesten Tochter, hieher zu Besuch ge-
kommen mit vielen Anderen von der roten Ruhr ergriffen worden und gestorben war, ist
die „Adelige Leich unten im Schloßhof vor der Schnecken oder Stiegen, welche zu Ihr
Gnaden der Fraw Fuchßin wohnungemach führet, gesetzt, hierauff ein vorgegeben Liedt stehend
gesungen, dann mit einem andern Liedt in die Kirchen getragen worden.“ Der erweiterte
Ring der Familie bestand aus einer Beschließerin, einer Köchin, einer großen und einer
kleinen Viehmagd, einem Schloßknecht, einem Mittelnknecht und einem Dienstuben. Als
sie, wohl nicht weit von den Siebenzig, im Sommer 1667 von hier Abschied nahm, wird
sie vielleicht zu ihrem inzwischen 24 Jahre alt gewordenen Enkel Hans Friedrich Fuchß
von Walpurg in das Schloß Vohenstrauß gezogen sein, um dort ihre Tage in Ruhe zu
beschließen. —

Die hiesige Kirche besitzt einen Nachtmahlskelch und eine Patene, die haben eine große
Geschichte. Wir haben gehört, daß die Fuchße von Walpurg bis zu ihrer Vertreibung im
großem Krieg auf ihrem Schloß Wincklern in der Oberpfalz gesessen sind. In das dor-
tige Gotteshaus, das wohl zum Schloß gehörte, hat im J. 1613 ein Kapitänleutnant
Johann Storch einen fein geformten und edel gearbeiteten vergoldeten Kelch verehrt.
Seine Soldaten, die denselben in Schweden in einer Steinklippe gefunden, hatten ihm
das Kleinod verkauft und er ließ es erneuern. Die Patene, die den Kelch deckt, hat das
Wappen der Störche und trägt die Inschrift: „Disen Kelch, welcher von etlichen Soldaten
in Schweden in einer Steinklip fundn, hat Johann Storch als selbiger Soldaten Capten-
leutenant kauft, so ihn von neien hat machn lasn und damit er zur Ehr Gottes und dem
Ende dahin er gewidmet wider gebraucht wirt hat ern zu diesem Goteshaus alhir nach
Wincklern verert im Jahr Christi 1613.“ In den Fuß des Kelches ist das Leiden Christi
auf das feinste ziselirt. Die Vorgeschichte des Kelches liegt im Dunkel. Als aber Joh.
Friedrich Fuchß mit Frau und Kindern um des Evangeliums willen seine Güter verlassen
mußte und ins Elend wanderte, nahmen die adeligen Auswanderer aus ihrer Kirche als

Tröster den Kelch mit, aus dem sie seit langem das Abendmahl getrunken hatten. Wird nicht Johann Friedrich Fuchß, als es in Nürnberg mit ihm zum Sterben kam, den kostbaren Schatz aus der Truhe haben heben lassen und aus ihm sich das letzte Labfal geholt haben? Jedenfalls ist der Schluß gerechtfertigt, daß Frau Sabina das in Nürnberg wohl verwahrt gewesene ehrwürdige Stück mit hiehergebracht und der Schloßkapelle, in der sie 50 Mal daraus das Sakrament genossen, vermacht hat. Es sind nun bald 300 Jahre, daß er der Gemeinde hier gereicht wird, aber der Geistliche, der dessen Geschichte kennt, kann ihn kaum spenden, ohne daß deine Gestalt, Frau Sabina Fuchßin von Walpurg, vor ihm steht und das Gefäß fromm an ihre Lippen nimmt, die du fast dein ganzes Leben hindurch diesem Kelch getreu warst als sichere Herrin vieler Schlösser und als arme Verbannte.

Es wohnte aber von 1694—1706 eine fürstliche Familie im Schlosse hier. Auffallend ist, daß, wo die Burg doch dem Markgrafen von Ansbach gehörte, ein Glied des markgräflichen Hauses Bayreuth sich auf so lange hier niederließ. Immerhin bestanden ja verwandtschaftliche Beziehungen. Auch ist zu bedenken, daß Markgraf Christian Heinrich von Brandenburg-Kulmbach, wie er genannt wird, nicht der regierende Markgraf war, sondern die zur Zeit nicht regierende Linie vertrat, überdies, so scheint es, durch seine Vermählung mit einer simplen Gräfin Wolfstein sich dem Bayreuther Hof entfremdet hatte und sich so veranlaßt sah, mit der Bitte um eine Stätte zu seinem Hoflager sich nach Ansbach zu wenden.

Die Grafen von Wolfstein hatten den Sulzberg in der Oberen Pfalz inne und nannten sich Herren auf Pyrbaum und Sulzbürg. Dort wird unsere jung angetraute Markgräfin Sophia Christiana als Tochter des Hauses mit ihrem Gemahl den ersten Teil ihrer Ehe verlebt haben, von dem ältesten Kind wissen wir, daß es auf dem Sulzberg geboren worden. Als aber die Kinderschar schon auf fünf Köpfe angewachsen war und der junge Graf Wolfstein sich selbständig zu machen gedachte, schien es auf dem Sulzberg zu eng werden zu wollen und die markgräfliche Familie suchte sich hier in der Burg Schöenberg einzurichten. Der damalige Pfarrer schrieb in eine von der Markgräfin der Kirche gestiftete große Folio-Bibel: „Diese Bibel hat die Durchleuchtige Fürstin, Frau Sophia Christiana, H. Herrn Christian Heinrichs, Marggrafens zu Brandenburg Culmbach, Frau Gemahlin, eine geborne Gräfin von Wolfstein, als Sie hier in Schöenberg von ao 1694 bis 1706 residiert, neben einen Silbernen verguldenen Kälblein und patellen zu Speisung der Kranken im Hause, wie auch ein schönes Messgewandt, in die hiesige Kirche verehret, Gott wolle es reichlich vergelten!“

Die Markgräfin bewohnte die schönsten Gemächer der Burg, den dem Eingang gegenüber liegenden Teil. Links oben, dort wo der runde Hungerturm anstößt, der in seinem obersten Raum einen lauschigen Winkel bot, hatte sie ihre eigenste Kemenate, das große Eckzimmer mit Plafond an der Decke und mit dem Blick auf der einen Seite zum Dorf herüber, auf der andern über den Tiergarten zur Nassenauer Waldung und auf die blauen Bergketten des Jura. Hier hat sie in zwölf Jahren sieben Kindern das Leben geschenkt, hier in zwölf Jahren sechs ihrer Kinder sterben sehen, wahrhaftig eine Kindermutter, die für nicht viel anderes Zeit gehabt haben wird als für ihren Mutterberuf. Mit im ganzen 14 Kindern soll die Ehe gesegnet worden sein.

Nach dem Beichtregister gehörten zum Hof noch ein Hofmeister mit Frau, Kindern und Magd, eine Haushofmeisterin und Kammerfräulein, ledig und adelig, ein Informatör für die Prinzen, ein verheirateter Kammerdiener des Markgrafen, ein solcher für die Prinzen, ein Jäger und Lakai mit Familie, ein Barbier und Lakai, ein Hofschnitzer und Lakai, ein Kutscher, ein Vorreuter, ein Reitknecht, ein Reitschmied, verheiratet, eine Beschließerin und Köchin, eine Kindsfrau, eine Kindsmagd, eine Kammermagd, die eine gekaufte Türkin war, eine Hausmagd, eine Viehmagd.

In der Fürstengruft des ehemaligen adeligen Zisterzienserinnenklosters und späteren Markgrafenschlosses Himmelfron stehen vier Särge. Darinnen ruhen vier Glieder der fürstlichen Familie, in deren Leben wir auf der Hohenzollernburg Schönberg einen Blick tun. Daß aber gerade diese Toten dort der gemeinsamen Ruhe pflegen, dazu ist es auf folgende Weise gekommen.

Am 2. September 1706 verließ Markgraf Christian Heinrich mit den Seinen Schönberg und begab sich nach Weferlingen bei Halberstadt, wo er gegen Verzichtleistung auf sein und seiner Söhne Erbfolgerecht im Markgrafentum Bayreuth vom König Friedrich I. von Preußen Amt und Schloß angewiesen bekam. Diese Hohenzollernlinie heißt nun die Weferlingische. Er hatte sich zu diesem Schritt aus Mangel an Unterhaltsmitteln für seine große Familie genötigt gefunden. Dennoch stellte diese Linie der Weferlinger die drei letzten Markgrafen aus dem Hause Bayreuth. Denn nach dem frühen Tod ihres Vaters, der schon zwei Jahre nach der Übersiedlung an die neue Wohnstätte das Zeitliche segnete, ließen sich die Söhne durch einen Schiedsspruch des Reichskammergerichts das Recht der Nachfolge erneuern, indem sie den König von Preußen durch Entrichtung einer Geldsumme zufrieden stellten.

Sie waren in Schönberg und wohl auch in Weferlingen in Zurückgezogenheit und Einfachheit aufgewachsen. Eindrücke und Lebensweise der Kindheit und Jugend verwischen und verleugnen sich später nicht. So wurden der älteste und der jüngste Sohn Christian Heinrichs, die zur Regierung kamen, im Gegensatz zu ihren Vorgängern sparsame Markgrafen, die anstatt in Bayreuth lieber in dem stillen Himmelfron lebten. Ja der erstere schaffte die Schauspieler seines Vorgängers ab und ließ statt ihrer musikalische Kanzlisten spielen. Georg Friedrich Carl, als erstes Kind im schlichten Grafenschlosse der Großeltern auf dem Sulzberg in der Oberen Pfalz geboren, eröffnet nach dem Aussterben der Hauptlinie die Regentschaft der Nebenlinie oder der Weferlinger. Von sechs bis zu achtzehn Jahren verlebte er die Zeit seiner hauptsächlichsten Entwicklung im abgeschiedenen Dorf und Schloß Schönberg, eine gottesfürchtige Erziehung und die Gewöhnung an kirchliche Sitte, das Stehen an den Sarglein vieler Geschwister wird seinem Gemüt die ernstere Richtung gegeben haben, die er als Herrscher an den Tag legte. Er wurde genau wie sein Vater nur 47 Jahre alt und mußte seine Pläne nach nur 9 jähriger Regentenzeit 1735 mit zu Grabe legen. Als er schwer krank wurde, nahm er brieflich beweglichen Abschied von seiner Mutter, die, obwohl sie ihren Geburten manchmal fast erlegen wäre, ein Alter erreichte, durch welches sie den größten Teil ihrer Kinder überlebte. Ihr Ältester aber hatte, als er sich schon krank fühlte, schnell in der Kirche seines geliebten Himmelfron, um nicht in der zu eng gewordenen hochfürstlichen Gruft in Bayreuth beigesetzt zu werden, die

Fürstengruft einrichten lassen. Treten wir dort ein, so ist es der braunmarmorne Sarg gerade vor uns, der das Sterbliche dieses Markgrafen Georg Friedrich Karl birgt.

Sein nur um ein Jahr jüngerer Bruder Albrecht Wolfgang, der ganz die gleichen Knaben- und Jünglingsjahre durchlaufen und mit ihm alle Erinnerung theilte, war ein Jahr vorher als kaiserlicher Generalfeldmarschall-Leutnant in der Schlacht bei Parma gefallen und wurde nachträglich nach Himmelfron gebracht. Er liegt in einem mit schwarzer Platte verzierten weißen Marmorsarg, dessen Deckel aber 1806 die Franzosen zerschlagen haben, so daß der innere Sarg bloßliegt.

Vier Monate, nachdem Christian Heinrich, der Vater, 1708 in Weserlingen gestorben war, war die Witwe noch eines Söhnleins genesen. Es wurde Friedrich Christian genannt und sollte auch, wie der älteste Bruder, ein wirklicher Markgraf werden. Der Sohn und Nachfolger Georg Friedrich Karls, Markgraf Friedrich, der Gemahl der Schwester Friedrichs des Großen Friederike Wilhelmine Sophie, hatte keinen Erbprinzen hinterlassen und so mußte der einzige noch lebende Oheim, der nachgeborene Sohn Christian Heinrichs, Friedrich Christian, die Markgrafenwürde antreten. Aus Menschencheue zog er sich immer mehr nach Himmelfron zurück, blieb unverheiratet und war ein Weiberfeind; so starb 1769, als eine Lungenentzündung seinem fast 61 jährigen Leben nach nur 6 Jahren Herrschaft ein Ziel setzte, mit ihm das Bayreuther Fürstenhaus aus. Sein Sarg steht linker Hand, mit rotem Samt überzogen und mit acht vergoldeten Adlern geziert.

Schon geraume Zeit vorher, 1738, war auch sein Vater, der zuerst dreißig Jahre lang in der Domkirche zu Halberstadt gelegen, nach Himmelfron geschafft worden. 61 Jahre nach seinem Tode wurde unter ganz merkwürdigen Umständen sein Sarg geöffnet. Als nämlich 1769 der letzte Bayreuther Markgraf zum Sterben erkrankte, erinnerte sich sein Kammerherr v. Bose eines Traumes, den er vor Jahren gehabt, daß nämlich dieser Sarg offen gestanden und an einem Finger des Vaters ein Ring zu sehen gewesen sei. Dabei habe ihm eine Stimme gesagt, die ganze brandenburgische Linie werde aussterben, wenn der Ring nicht abgenommen werde. Man öffnete den Sarg und fand verwunderlicher Weise den Leichnam noch ganz unverfehrt, an dem kleinen Finger der linken Hand aber den goldnen Ring mit einem Amethyst und Brillanten, den man abnahm. Auch 1850, 142 Jahre nach eingetretenem Tod, hat der dortige Pfarrer das Gesicht noch gut erhalten gefunden.

So sind wir den alten Bekannten aus dem Schönberger Schloß im Tode fast näher getreten als im Leben. Die größte Denkwürdigkeit unserer Burg haben wir uns aber bis zuletzt verspart. Es hat nämlich in ihr eine Königin das Licht der Welt erblickt. Wenn wir die stattliche Reihe der Kinder des hiesigen prinzlichen Paares mustern, finden wir unter den wenigen, die ihre Kindheit überlebt haben, die hier am 28. November 1700 geborene Prinzessin Sophia Magdalena. Sie wurde später die Gemahlin des Königs Christian VI. von Dänemark.

Als ihr zweitältester Bruder Albrecht Wolfgang, der auf dem Felde der Ehre gebliebene Generalfeldmarschall-Leutnant, in der Fürstengruft beigesetzt war, ließ sie dort an der Wand einen weißmarmornen Gedenkstein anbringen mit der Inschrift:

«Monumentum a serenissima et potentissima Daniae etc. regina sacris cineribus serenissimi reverendissimique principis ac domini Doni Alberti Guolf-

gangi marggr. Brandenburg. Boruss. etc. ducis rel. caes. supr. campi mare-
schalli locum tenentis etc. etc.»

Sie selbst verschied anderthalb Jahre nach dem Tode ihres jüngsten Bruders Fried-
rich Christian, des letzten Weferlingers, im 70. Lebensjahre am 27. Mai 1770.

Als 1791 die fränkischen Lande an das Königreich Preußen kamen, wurden von
diesem die alten Kloster- und Schloßgebäude von Himmelkron sofort, die Mauern und
Zinnen der Burg Schönberg i. J. 1798 an Private verkauft und damit einer Mißwirt-
schaft überliefert. Nach 100 jährigem Verfall sank die alte Feste Schönberg mit ihrer
eingebauten Kirche durch Abbruch in Trümmer. Nur die Ringmauer und der mit ihr
verwachsene „Hungerturm“ ist erhalten geblieben, aus dem von den Burgbauten um-
schlossen gewesenem Burghof ragt die neue Kirche, an die Stelle des Gebäuderings ist ein
breiter Umgang mit überraschendem Ausblick getreten. Der in die Vergangenheit sich
träumende Beschauer aber sieht aus dem Luginsland des Hungerturms sich herauslehnen
die kinderreiche Fürstenmutter, die durchlauchtige Markgräfin Sophia Christiana, eine ge-
borene Gräfin von Wolfstein.



Hexenbrand

Von August Eichelsbacher, Würzburg

(Schluß.)

Haß und Nachsucht verlorener Weiber feierten furchtbare Triumphe. Wir hören
von einem fünfzehnjährigen Mägdlein, das als Mitschuldige genannt wird,
von einer dreiundneunzigjährigen Greisin, die seit vierzig Jahren in starkem
zauberischen Verdacht stehe, von einer Hebamme, die das gemeine Geschrei als Here be-
zichtigt. Floh eine Person aus dem Dorfe, um nicht dem Henker zu verfallen, so war ihre
Flucht der Beweis, daß sie teuflische Künste trieb. Weinte eine „Gespielin“ bei der
Gegenüberstellung, so konnte nur ihr Schuldbewußtsein die Tränen hervorgerufen haben,
— konnten „ihre Augen aber kein Wasser geben“, so stärkte sie der Böse (wie auch bei der
Költer) in ihrem Trost und ihrer Verstellung. Man wollte eben Opfer haben.

Nur so kann man die Anweisung der Räte deuten, wenn sie den Landbereiter auf-
fordern, „sonderlich den befragten zauberischen Weibern etwas ernster zuzusprechen und zu-
zustehen, ob sie auf die H., ihre mitverhaftete Gespielin etwas mehreres bekennen und
ausagen wollen, auf den Fall man dann gegen sie ebenermassen verfare.“

So häuften sich denn die Hexenbrände und zeugten weitere peinliche Verhöre. An
neuen Untaten werden aufgeführt:

Mit der teuflischen Wurzel einem Mann das Bein bestrichen, daß er ganz erlahmt
und zuletzt das Bein verdorrt ist — ein Mägdlein verzaubert — ein Büblein umbracht —
an Neujahr mit 13 Personen beratschlagt, ein böses Wetter anzustellen, das über das
Lindig, so den Stifsherrn zu Aschaffenburg gehörig, kommen soll und die Kiesel allen

Wein zer schlagen — Unwetter gemacht mit Wasser in einer Schüssel, in das der Teufel blies — eine Geburt abgetrieben — in des Satans Namen eine Art ins Holz gehauen und anderer Leute Kühe gemolken — in Kaskengestalt in den Pferdestall gekommen und zwei Pferde verderbt — die Bände eines Gefesselten öffnen mit dem Segen: Uffgehe dir alle deine Bände usw. — Unsichtbarmachung in Teufels Namen — Unglück stiften mit dem teuflischen Bengel, dem Haselstrauch — Raupenmachen u. a. m.

Teuflische Zusammenkünfte waren an Walpurgis, Pfingsten, Würztag und Johannis im Hauwald, Hochstadt, Agelbruch, Brescher Wiesen (Prieschhof), Kahler Reifig, beim Heiligen Haus; der Ort war je nach der Heimat der Here verschieden.

Männer wurden selten der Hererei bezichtigt. Am 15. Mai 1602 wurde der Alzenauer Hans Drucklaib verhört, der angibt, daß er, als er einmal voll des Weines gewesen sei, gesagt habe: Alzenau hat vierundzwanzig Heren, wenn die verbrannt sind, dürft ihr auch mich verbrennen. Die Folter bringt auch ihn zum Bekenntnis. Ihm erschien der Böse als eine schöne Frauensperson mit grünsamtem Leibchen und Barett und rotem Samt-Unterrock und nannte sich Grünlundischrock. Doch gesellte sich bald der grüne Jäger Grünberger dazu, der Satan, der außer mit den schon aufgeführten Namen auch in den verschiedenen Fällen Liebge, Belzebub benannt und bald gelb, bald grün oder schwarz bekleidet war. Dieser gab ihm einen Haselstab. Drucklaib nennt sehr viele Mitschuldige aus der ganzen Umgegend, darunter auch Männer, die Wahrsagerei getrieben hätten. — Wie sehr schon der bloße Schatten eines Verdachtes ein Makel war, beweisen die Tatsachen, daß eine Frau, die nach der Tortur verstorben war, ebenfalls verbrannt und der Leichnam einer im Gefängnis tot aufgefundenen „Here“ gleichfalls dem Feuer überliefert wurde. In den Akten ist die Abschrift eines Todesurteils vorhanden, die hier folgen soll.

Urteil.

In der peinlichen Anklage und Rechtfertigung, sich erhaltend zwischen des Hochwürdigsten in Gott Fürsten und Herrn Johann Adam¹⁾, Erzbischofs zu Mainz, des hl. Römischen Reiches durch Germanien Erzkansler und Churfürsten verordneten Weltlichen Räten und der Wohlgeborenen Herrn Philipp Ludwig und Herr Albrecht, Gebrüder, Grafen von Hanau und Herrn zu Münsenberg . . . Räten und Befehlshaber, Elägern, constituirtes Fiscalis des Ehrenhaften Friderici Fabritius wegen und wider Kunigunden, Stoffels Hartrichs seliger, Witib zu Hörstein, Greten, Henrich Falkenbergers Hausfrau zu Alzenau, sodann Grein, Hans Beyers des Jungen Hausfrau zu Michelbach, als peinlich Angeklagte andernteils, auf Klag, Antwort und gerichtliches Vorbringen, auch an jeko erwidelter eigene Bekenntnis nach notdürftiger, wahrhaftiger Erfahrung und Erfindung so deshalb alles nach Laut Kaiser Caroli des fünften und des heiligen Reiches Ordnung geschehen

Ist durch Urteiler und Landgerichts dieses peinlichen Halsgerichtes zu recht erkannt, daß gemelte drei peinlich Angeklagte, so gegenwärtig vor Recht stehen und weil sie nicht allein Gott den Allmächtigen, den Schöpfer und Vater, auch Jesum Christum, unsern Erlöser unter des Teufels Verbündnis und Consortio geseuget, sondern auch demselbigen, dem Anführer Huldigung geschworen, bei und zugefallen, Schaden an Menschen, Vieh und Früchten und anders getan, das heilige Sakrament entheiligt und deswegen an gewöhnliche Gerichtsstatt geführt werden sollen und daselbst sich zur Straf, andern aber als abscheuliches Exempel durch den Scharfrichter mit dem Feuer vom Leben zum Tode gestraft werden sollen, inmassen Urteiler sie drei mit diesem Rechtspruch verdammet.

3. April 1602.

¹⁾ Johann Adam von Bitten, Zeitgenosse Julius Echter von Mespelbrunn.

Freisprechungen scheinen fast nie vorgekommen zu sein. Eine Freilassung ist in den Akten verzeichnet. Sie betraf eine ledige Magd, die auf die Angabe einer Unholdin sofort eingezogen wurde, aber im Verhör standhaft blieb. Daraufhin wurde sie freigegeben, doch wurde den Unterbeamten angeraten, gute acht auf sie zu haben. —

Der Umfang der Herenverfolgungen in dem nur kleinen Freigericht wird ziemlich klargelegt durch einen eigenartigen Schriftwechsel, der sich über die finanzielle Seite der Herenprozesse entspann.

1615 fanden mainzische Beamte anlässlich einer Untersuchung gegen den Amtmann im Freigericht Jörg von Thüngen, gegen den „Beschwerden wegen Einhebens von Gefällen“ laut geworden waren, daß die Abrechnung wegen der Bußtheidigungen der vor zehn und mehr Jahren im Freigericht gerichteten Heren noch nicht vollständig erfolgt sei. Sofort wurde der Amtmann von der beiderseitigen Regierung aufgefordert, der Sache nachzugehen und baldigst Rechnung zu stellen. Der Befehl war leichter erteilt als ausgeführt. —

Im Mai 1615 fand eine Tagfahrt zu Hörstein statt, auf der der Amtmann vor mainzischen und hanauischen Beamten Rechenschaft über die Verwendung der Bußgelder geben sollte. Der Umstand, daß weder der Amtmann noch die hanauischen Vertreter erschienen, veranlaßte den Mainzer Berichtstatter zu der boshaften Bemerkung, daß die Herrschaft Hanau sich für die Herengelder wohl mit Frankenwein, den der Amtmann lieferte, bezahlt gemacht habe. Wohl ein halbes Duzend und mehr solcher Tagfahrten wurden verabredet.

— Der Amtmann kam nicht. Einmal mußte er in dringlicher Angelegenheit verreisen, ein andermal war er in wichtiger Sache vor die Hofkammer nach Würzburg zitiert, ein drittes Mal war seine Hausfrau krank, ein viertes Mal waren seine Aufstellungen noch nicht abgeschlossen. Außerdem gibt er an, schon 1606 die Rechnungen vorgelegt zu haben und später berichtet er, daß ihm 1616, als er vom Amt gekommen und krank gewesen sei, seine Aufzeichnungen beim überstürzten Auszug aus Schloß Alzenau verloren gegangen seien. Weiter beichtigt er Landbereiter und Gerichtschreiber, beide tot, der Untreue. So ziehen sich die Verhandlungen bis 1623 hin. Wieder ist eine Besprechung vorgesehen und wieder entschuldigt sich der gewesene Amtmann. Diesmal lagert Kriegsvolk in der Nähe und weder er noch ein Vertreter „wagen aus besorglicher Unsicherheit des Weges“ zur Tagfahrt zu gehen. Damit schließen die Akten. Ob wohl der Herr Amtmann in der Folge Rede und Antwort über den Verbleib der Herengelder stand? — Oder waren seine Verhinderungsgründe nur Ausflüchte, um die mißbräuchliche Verwendung der Bußgelder zu verschleiern? Man wird bei der Durchsicht des Schriftwechsels den Eindruck nicht los, daß der ehemalige Beamte sich seinen Anteil gesichert hatte an der himmelschreienden Ausplünderung der Angehörigen der bedauernswerten Opfer.

Bei diesen Tagfahrten handelt es sich in der Hauptsache um Aufklärung darüber, wie der Amtmann einige Tausend Gulden, die er als Baukosten für Schloß Alzenau ausgegeben haben will, verwendet hat. Die übrigen Belege hat er vorgelegt. Aus ihnen sprechen in nackten Zahlen erschütternde Tatsachen, da sie ein ungefähres Bild ergeben von der Zahl der Opfer, die der schlimme Wahn in drei Jahren in dem kleinen Gebiet forderte. 13 896 fl. betrugen die Bußgelder im ganzen Freigericht. 1615 waren noch 5 371 fl. rückständig. Nachstehende Übersicht ist ein Rechnungsauszug:

Ort	Gesamtsumme	Rückstand
Hörstein	4173 fl	758 fl aus 18 Familien
Welzheim	545 „	100 „ „ 1 „
Mzenau	3131 „	1535 „ „ 24 „
Wasserlos	1136 „	403 „ „ 6 „
Kälberau	1010 „	694 „ „ 7 „
Michelbach	1906 „	1027 „ „ 14 „
Somborn	768 „	13 „ „ 1 „
Albstatt	931 „	571 „ „ 8 „
Dörflhof	80 „	70 „ „ 1 „
Hemsbach	72 „	36 „ „ 3 „

Man beachte die hohe Zahl von Familien, in die der Hexenwahn Totenklage getragen hatte. Man vergesse aber auch nicht, welche schwerwiegenden finanziellen Lasten diese ungerechten Abgaben für die Hinterbliebenen bildeten.

Fürwahr, wir glauben, was ein Bittgesuch sämtlicher Nachbarn der beteiligten Gemeinden schreibt, „wie diese schwere Schuld von 8000 fl. auf ihren Gütern liegend, sie in Armut und Elend gebracht; infolge dauernden Mißwachses seien sie gezwungen, ihre Güter gar zu verkaufen, wenn sie die rückständigen 5000 fl. zahlen sollen, um deren Nachlaß sie flehentlich bitten.“

Schon die hohen Beträge der Bußgelder lassen uns vermuten, daß die Hexenrichter eifrig ihres Amtes walteten. Bestätigung dafür erhalten wir durch die Quittung des Schreibers, der für 109 hingerichtete Unholdinnen 327 fl. empfing. Aus den Daten läßt sich leider schließen, daß damit die Zahl der Opfer nur zum kleinen Teile angegeben ist. Nach den Rechnungen der Scharfrichter Niclas Lucas von Altenhaslau, Mathes und Joas von Aschaffenburg fanden allmonatlich Brände statt. Aus den „Wirtszetteln“ ergibt sich, daß allwöchentlich mehreremale verhört, gefoltert, konfrontiert und — von den Richtern tüchtig Wein getrunken und reichlich gegessen wurde.

Liest man ferner die Rechnungen der Krämer, die Stricke verkauften, der Schmiede, die Ketten und Fesseln anfertigten, der Nachrichten, die Trinkgelder für die Begräbnisse bekamen, dazu eine Verpflegsrechnung für ein Kind, das nach dem Verhör einer Frau geboren und 17 Wochen, solange die Mutter im Gefängnis war, aus den Geldern der Hexenliste gepflegt wurde — so schaudert uns vor dem Zeitalter, das solcher Verirrung wegen unschuldiges Blut in Menge vergoß und wir begreifen die Klage des würdigen Priesters ob solch entsetzlicher Not.

Und als noch die Brände loderten und zahlreiche peinlich Befragte hinter den Gittern des Hexenhauses zu Hörstein ihrem Tode entgegenbangten, da schritt die Pest im Sommer 1605 durch die Pforten der Ringmauer und raffte sovielen Menschen hinweg, daß ein eigener Pestfriedhof angelegt werden mußte.

Zwei Jahrzehnte später kehrte sie furchtbarer wieder. Und dann wälzte sich das Kriegselend in die Gegend und zertrat Menschenleben und Menschenfleisch. So stand die ganze erste Hälfte des 17. Jahrhunderts unter der Herrschaft der entsetzlichsten Geißeln des Menschengeschlechtes: Hexenwahn, Pest, Hunger und Krieg.

Vom Bruchsaler Schloß

Zur zweihundertjährigen Feier der Grundsteinlegung
Von Studienprofessor Max Schmitt



vor etlichen Monaten gingen die musikalischen Veranstaltungen in der Würzburger Residenz (Mozartwoche), welche die reichste Teilnahme der musikliebenden Bewohner von Stadt und Umgebung hervorriefen, zu Ende. Zum ersten Male öffneten sich die weiten Tore des Würzburger Schloßbaues gerade vor zwei Jahren festlich gestimmten Menschen, welche in einfacher Weise im Rahmen eines Kammermusikabends die zweihundertjährige Erinnerung an die Grundsteinlegung der Würzburger Residenz (22. Mai 1720) begingen. Die gleiche Erinnerung veranlaßte heuer den Stadtrat der Stadt Bruchsal in Verbindung mit dem Bund „Badische Heimat“ eine zweihundertjährige Feier der Grundsteinlegung zu dem ehemals fürstbischöflich Speyerschen Schloß zu Bruchsal in festlichster Weise zu begehen.

Am 27. Mai 1722 erfolgte durch Kardinalsfürstbischof Hugo Damian von Schönborn zu Speyer (1719–43), einen Bruder der beiden Fürstbischöfe Johann Philipp Franz (1719–24) und Friedrich Karl (1729–46) von Schönborn zu Würzburg, die Grundsteinlegung zu einem neuen Schlosse in Bruchsal. Dieses wurde dauernde Residenz der Fürstbischöfe von Speyer bis zur Säkularisation 1803. Mit Hugo Damian von Schönborn übernahm 1719 ein Herr die Pflichten und die Verantwortung als Bischof und Reichsfürst des Hochstifts Speyer, wie man es seit einem Jahrhundert von seinen Vorfahren Philipp Christof von Stötern, zugleich Kurfürst von Trier, Lothar Friedrich von Metternich: Kurfürst zu Mainz und Johann Hugo von Osbeck: Kurfürst von Trier nicht mehr gewohnt war. Mit starker Hand und zielsicher griff Hugo Damian von Schönborn, der in der Staatswirtschaft tüchtig ausgebildet war, in alle Verhältnisse des verlotterten Staatsbetriebes ein und es gelang ihm bei seiner meisterhaft durchgeführten Regierung in kurzer Zeit sein Land von den Schulden zu befreien und bei seinem Tode seinem Nachfolger, Fürstbischof Kardinal Franz Christoph von Hutten, eine geordnete Staatskasse mit 900 000 Gulden Überschüssen zu hinterlassen.

Hugo Damian von Schönborn, von dem freien Hauche der Kunst berührt, war in dem engen Kreise seiner staatlichen und finanziellen Macht ein begeisterter Freund der Künste, insbesondere der Baukunst. Wie dem Geschlechte der Schönborn und einem Balthasar Neumann einer der glänzendsten Fürstensen, die Residenz zu Würzburg, ihr Dasein verdankt, so steht der Name Neumanns auch in engster Beziehung zur Baugeschichte des Bruchsaler Schlosses. Aber nicht für ihre Familien und Nachkommen haben diese geistlich-weltlichen Herrscher des 18. Jahrhunderts ihre Residenzen erbaut, sondern für ihre Nachfolger im Amt, die sie nicht gekannt und deren Reihe Napoleons mächtige Hand bald zerstörte, und für die künftigen Geschlechter des deutschen Volkes.

Als geistiger Vater des Residenzbaues zu Bruchsal kommt, wie der Karlsruher Ministerial- und Baurat Dr. Friß Hirsch in seinem Monumentalwerk über das Schloß zuerst nachwies, der Mainzer Oberbaudirektor Anselm Franz Freiherr von Ritter zu Gruensteyn in Betracht. Der Würzburger Meister Balthasar Neumann trat nach

Nitters Entlassung 1728 als künstlerischer Berater des Fürstbischofs auf den Plan und ihm gelang die meisterliche Ausführung der Haupttreppe im Hauptgebäude.

Zwei auch in unserem fränkischen Heimatlande sonst tätige Maler trugen die leuchtenden Farben, die den vielhundertjährigen Bestand des geistlichen Staates überdauert haben, an die Decken und Wände der Säle des Bruchsaler Schlosses: ein Johannes Zick, der die Frescodecke im Gartensaal der Würzburger Residenz gemalt, und Giovanni Francesco Marchini, der die Pfarrkirche und die Kreuzkapelle zu Wiesentheid in den Jahren von 1730–32 ausgemalt. Letzterer wurde durch Vertrag vom 21. Juli 1732 nach Bruchsal verpflichtet und erhielt insbesondere einen für die Architektur des Baues bedeutsamen Auftrag mit der Fassadenbemalung des Schlosses.

In würdigster Weise beging die Feststadt Bruchsal den zweihundertsten Gedenktag der Grundsteinlegung ihres Schlosses. Nach einem Gedächtnisgottesdienst in der in ihrem Grundriß eigenartigen Peterskirche, deren Turm nach Plänen Balthasar Neumanns gebaut ist, begann der Festakt im Marmorsaal, wohin sich die Festteilnehmer, in der Eingangshalle des Schlosses mit seinem stilvollen Neumannschen Treppenbau von Kokodamen und -herren empfangen, begaben: darunter die heute lebenden Mitglieder der gräflich von Schönbornschen Familie, an deren Spitze sich Dr. Erwin Graf von Schönborn-Wiesentheid befand, Fürst von Fürstenberg, vermählt mit einer Gräfin Schönborn-Wien, und Freiherr Ritter von Gruenstein, Nachkomme des obengenannten Mainzer Baukünstlers. An den Festakt reihte sich ein Rundgang durch die zahlreichen Räume des Schlosses mit ihren märchenhaften Wandteppichen, alten Fürstenbildnissen, kostbaren Ecksiegeln, herrschaftlichen Möbeln und reichvergoldeten Wandverzierungen.

Am Nachmittag bewegte sich der Sommertagszug, ein altfränkischer Brauch, mit seinen symbolischen Darstellungen von Handwerk, Landwirtschaft und örtlichen Sagen in 55 Gruppen zu Wagen, zu Fuß und zu Rad in den buntesten Farben über eine Stunde lang durch den Ehrenhof. Und am Abend lud ein Festkonzert die Festteilnehmer in den Fürstensaal des Schlosses. Die Künstler in Kokotracht spielten Sonatensätze von Stamitz, Scarlatti, Händel, Mozart, dell' Abaco auf alten und modernen Instrumenten (auf Viola d'amore und dem wiederhergestellten Cembalo von Johann Stein 1728–92) nebst einer Koloraturarie aus „*Rémire et Azor*“ von Grétry, welche ziervolle Musik des 17. und 18. Jahrhunderts die Zuhörer in atemloser Spannung im Banne hielt und sie versenkte in die prachtvollen Feste im Schloß aus längst vergangenen Zeiten. Der Geist des mächtigen Kirchenfürsten und gottbegnadeten Bauherrn zog durch den im Kerzenlicht erstrahlenden Fürstensaal, von dessen Deckengemälde in der Wölbung Johannes Zicks üppige Farben leuchteten, und erfüllte die Seelen der Lauscher mit Dank für einen Großen und Guten, der seinem Lande und seinem Volke einst ein Geschenk des Schönen und Erhabenen gegeben.



Neue mainfränkische Mundartdichtung

Cornel Schmitt



Die Mundart ist die Mutter des Schriftdeutschen. Das wird heutzutage nicht mehr bestritten. Aber es gab doch eine Zeit, wo die Tochter die Mutter vollständig vergessen hatte, wo sie sich mit welschen Fesen behing und des armen Bauernweibleins schämte.

In der Dichtung gar nahm damals die Mundart die Stelle des Hanswursts ein. Wenn es galt, die „altfränkischen“ Bauernsitten lächerlich zu machen, oder wenn es galt, komisch-verb zu sein auch in besserer Gesellschaft, wo man das Wort „Unterhose“ nicht ohne Aufsehen zu erregen hätte aussprechen können, da rief man den Hanswurst mit Pritsche und Schellenkappe herbei.

Arme, arme Muttersprache! Bis ihr von Norden in Reuter ein Helfer erstand, der ihr eine Gasse in die deutsche Literatur bahnte.

In Franken aber spukt noch die Mißachtung der Mundart weiter bis in unsere Tage. Ich will den Verdiensten Ruckerts und Krams nicht Abbruch tun. Aber sie schwangen die Pritsche viel zu sehr und schüttelten die Narrenkappe, daß alle Glöcklein klangen. Und wenn die Hörer sich vor Lachen bogen, dann waren sie zufrieden.

Das genügt anscheinend auch einem mainfränkischen Mundartdichter, Widder („Landseut“, Deutscher Verlag, Würzburg). Ja es sind heitere Geschichten aus Franken. Aber sie zeigen nur die Außenseite. Seine Franken plaudern und schwätzen (wie der alte Pappler in dem biedereren, alten fränkischen Geschäftshaus). Aber warm wird man dabei nicht¹⁾.

Da ist Ernst Luther („Hollersträuwall“, Deutscher Verlag, Würzburg) aus anderem Holze geschnitten. Die Gedichte, die er uns darbietet, sind voll von Heimat- und Mutterliebe. Viel Sangbares ist darunter, manches, was aus Volkslied gemahnt. Luther ist Lebensbejaher:

„mit bloß zon Arweda und Schlaffa
hat unner Harrgott di drschaffa“.

Er steigt auf die Berge und sieht sein Paradies zu Füßen liegen, „S'trauli Eckala in der Walt“. Was einem Widder nicht gelingt, das meistert Luther: mit innerer Teilnahme lesen wir, denn er läßt sie nicht nur reden, seine Franken, auch handeln. Und doch; wenn ich seine Lieder lese, immer mischt sich (besonders bei seinen hohen Liedern der Heimatliebe, ein Unterton in meine Freude, der leise fremdartig mitklingt, und immer drängt sich die Frage auf: Verlangt dieses Gedicht zwingend nach der Mundart? Wär's im Schriftdeutschen nicht ebenso ergreifend schön? —

Der störende Unterton verschwindet mit einem Mal, wenn ich zu dem Büchlein „Mei Frank'n“ von Nikolaus Fey, Philippus-Verlag Lohr am Main greife.

Ob er schalkhaft blinzelt oder herzlich lacht, ob er den Häcker zum hl. Veit um Moust beten läßt oder ihm Worte des Unmuts in den Mund legt, weil St. Kilian dem Regenwetter nicht Einhalt tut, ob er den derben Bauer mit dem Pfarrer reden läßt oder

¹⁾ Der Verf. beurteilt Widder doch zu hart. Vergl. auch unsere Besprechung, 8. Jahrg., S. 149.

den einlaßbegehrenden Vorsch mit dem Mädle, ob er von Ant'n, Krad'n, Gens und Spaz'n erzählt: immer ist's uns so wohl zu Mut, immer wird uns das Herz warm.

Höher noch als der Erzähler steht mir der Lyriker Fey.

Wie er versteht, sein Mee, sei Wengert, sein Wei, sein Wald, sei Dörfst, sei Flur zu schildern, das macht ihm nicht leicht einer nach. In jeder Jahreszeit, in jeder Stimmung folgt er der Sonne:

„Wenn sa dorch die Wengertstöck
abeds langsam schleicht
und die Träub'l zwüschern Laab
alla numal streicht — —“

Er tröstet die Ähren, die die Sicheln im Dorfe dengeln hören:

„Wenn die Sunn euch moring weckt,
Ährli, daß ihr nit erschreckt;
denn die Schnittra helt bein Starm
euch ja all in ihra Arm.“ — —

Er steht nach dem Morgengewitter auf der Flur und sieht:

„Milliona Bluat'n sen aufgewacht.
An alla Grafer sen Kügeli g'henkt.
Die Farn war'n all wie mit Feuer getrenkt.
Durch alla Wies'n war'n Tropf'n noug'sät:
mer meent, es hätt alles gegrinna vor Fräd. — —“

Er schleicht in der Nacht hinaus, um die Natur zu belauschen:

„Dorch die Bam dorch gukt die Nacht
om an Wald ins Landla naus;
nachher steigt sa ro und blöäst
drinn in Dorf die Lamp'n aus. — — —“

Er sitzt im pfätschnassen Waldmoos:

„ — — gelour't ho ich bis nei die fincketa Nacht
gegrinna halber vor Fräd und gelacht. — —“

Er schleicht früh mit dem Nebel bergan und sieht:

„Sei, wie wörd d'r'sch heß sou schöä:
Wengert, Wies'n, Tal und Höäh
und kringstrüm die Falder dörch
wörd's sou still wie in'ra Käsch.
Siechst's, wie Fahna sen die Krona
an der Bam dort, wu si bieng
und die Wengertstöckli zieng
nauf die Höäh wie Projessiona.

O, was it d'r des sou schöä:
früh in Fald drauß ganz allee,
wenn si alles streckt und räigt
und in Tog und Licht neiwörget.
Fald und Wald, du mechst uns glückli!
Ober Zeit und Sorng und Läd
zauf'n arg an unnra Fräd
und verropf'n sa in Stüekli.

So kann nur ein echter Dichter sprechen, der die Heimat mit dem Herzen täglich, stündlich erlebt hat. Wahrlich Fey brauchte es nicht zu beteuern:

„D ich ho mei Land sou garn:
Träub'l, Sunn und Farn,
Wengert, Mee und Tal und Hööh —
ho euch garn zun Starm.“ —

Nun ist Nikolaus Fey von seiner geliebten Steigerwaldscholle an den Rand des Speffarts verschlagen. Aber sein Sehnen zieht immer wieder mainaufwärts, denn

„da wu mer sei Gedanken hat
sei Jugeb und sei Gräd,
da söllt mer blei dörf, bis een Amd
die Sunna untergäht.“

So muß er alljährlich den Wanderstock nehmen und zum Heiligen Berg ins Frankenland wallfahren. Und wenn er zurückkehrt, bringt er ein Bündel neuer Lieder mit, einen Sack voll Sonne, die er in seinem Steigerwald zusammengefangen hat und die nun seine kalten Speffarttage vergolden muß. —

Wenn man am Klavier das rechte Pedall niedertritt und einen Ton hineinsingt, klingt er einem hundertfach entgegen. Der eine Ton hat alle Oktaven, Quinten, Terzen wachgerüttelt mit einem Schlag.

So ergeht es mir bei einem Fey'schen Gedicht. Ich höre nicht nur ihn, alles, was in mir schlafend liegt an holden Jugend- und Heimaterinnerungen, springt wie von einem langen Dornrösschenschlaf auf, jubelt und weint mit dem Dichter und wohl und weh wird's mir dabei ums Herz. Bei keinem der anderen mainfränkischen Mund- artdichter geht mirs so, drum lob ich ihn vor allen.

Nun wird es dem Leser ähnlich gehen wie mir vor zwei Jahren, als ich eine, (wie mirs schien), etwas überschwengliche Besprechung über Fey las: Ich lächelte und dachte so etwas Menschliches. — Man denke beileibe nicht, Fey hätte seine Tasche geöffnet und mir eine Million geschenkt — Gott, das ist ja das Kennzeichen wirklicher Dichter, daß sie nichts zu verschenken haben. — Nein! — Ich hörte Fey bald darauf ein paar seiner Gedichte vortragen und sah wie die laufende Menge an seinen Lippen hing. Dann ging ich hin, nahm sein Büchlein zur Hand und sah tiefer hinein in des bescheidenen Mannes Herz, wo wirklich ein ganzer Schatz Gold und Perlen ruht.

So ist aus mir, dem Saulus, ein Paulus geworden.





Volkstündliches Schrifttum

Besprochen von Prof. Dr. Hans Giesberger in Weissenburg

Da Weimilla vo Ermasot und märe sötta von andern. Ihre Verfasser wußten eben, wofür sie Christoph Beck. Frankenbücherei Nr. 2. schrieben, schreiben wollten: für junge Menschen. Frankenverlag G. Köhler in Wunsiedel 1922. Diese gewollt schulmäßig gehaltenen Aufsätze sind trefflich und werden ihre Wirkung tun. Sie stehen 52 Seiten.

Wie im ersten Bändchen der Frankenbücherei erzählt uns Beck auch im vorliegenden Heft von allerlei Käuzen und Sonderlingen. Nur entnimmt er sie diesmal dem ganzen Gebiet der Fränkischen Schweiz. Von jedem seiner Helden weiß er Eigenartiges, Urtümliches, Seltsames zu berichten. Und während wir lauschen, werden diese Menschen vor uns lebendig, so wie wir sie einst selber geschaut.

Wer die Wiesentalb vor 20 bis 30 Jahren durchstreifte, kannte sie; denn sie waren in gewissem Sinn örtliche Berühmtheiten, die man kennen zu lernen sich mühte wie der Rombesucher den Papst zu sehen trachtete. Freilich würde man heute manche vergeblich suchen. Doch ihr Andenken lebt. Und die Erinnerung an alle festzuhalten errichtete ihnen B. dies Ehrenmal, das gerade durch seine Schlichtheit anzieht. Wie in seinen „Prekfelder Landsleuten“ plant er auch hier im anheimelnden Tone der Mundart, die für die mitgeteilten Stückerlein das kleidsamste Gewand bildet. Das Werkchen, von E. Scherzer hübsch bebildert, wird auch ohne besondere Empfehlung heimisch werden bei allen Freunden kerniger Volksgestalten, zuvörderst aber bei denen, die es zunächst angeht, den Bewohnern der Fränkischen Schweiz. —

Aber trotz diesem und jenem — die Herausgeber schenken uns im ganzen ein tüchtiges, ja wertvolles Buch. Es läßt fränkische Eigenart in Volkstum und Landschaft vor uns erstehen, zeigt den fleißigen Frankenstamm namentlich bei seiner Arbeit und scheint berufen ein Mehreres der Heimatkenntnis und Heimatliebe für weite Kreise zu werden.

Bedauerlich ist, daß Bücher dieser Art, von Bronners Bayerisch' Land und Volk abgesehen, erst jetzt auftauchen. Sie beweisen nur zu sehr, wieviel wir früher versäumt, wieviel wir nachzuholen haben. Und wenn wir sie lesen, ringt sich von unserer Seele das bittere Bekenntnis los, daß Jammer und Not uns erst zwangen die Heimat besser zu pflegen.

Das Buch teilt seinen Stoff in zehn Abschnitte: „Fichtelgebirg und Frankenwald — Der junge Main — Bamberg — Mit dem Main durchs Frankenland — Würzburg — Von Würzburg mainabwärts — Von der Fränkischen Höhe — Regnitzgebiet — Nürnberg — Im Donaugebiet Mittelfrankens.“ Zur

Frankenland! Namen sind Schall und Rauch. Erst was dahinter steht, ist wägbare. Der Inhalt dieses Buches wiegt. Ich scheide ihn in zwei Gruppen. Der ersten einordne ich alle Eigenbeiträge, der zweiten das Lehngut. Und da muß ich bekennen: Die urchriftlichen Stücke gefallen mir besser als die

brittlesten Überschrift eine Bemerkung. Es muß Redniggebiet heißen und dementsprechend unter Nr. 52: Die Wasserschöpfpräder in der Rednig; auf Seite VIII des Blattweisers steht sogar Pegnig. Die Rednig fließt von Georgensgmünd bis Bamberg; sie erhält nach dem Einfluß der Pegnig bei Fürth nicht den Namen Regnig. Wer das sagt, redet geographischen Unsinn; denselben Unsinn lehren leider so und so viele Geographiebücher und Landkarten. Von Humanisten verderbt, von einem Bayernkönig gepflegt, von der Wissenschaft stillschweigend geduldet, konnte sich der Name Regnig für die bewußte Flußstrecke forterben wie eine ewige Krankheit. Erst in jüngster Zeit merzten ihn gute Lehrbücher wie „Geistbeck“ aus. Hoffentlich verschwindet er auch in einer Neuauflage des Frankenlands. —

Sagen und Geschichten aus Oberfranken von Emil Grimm. Verlag der Friedr. Kornschen Buchhandlung, Nürnberg o. J. 64 S.

Dieses Büchlein habe ich mit Befriedigung aus der Hand gelegt. Grimm erzählt gut. Seine Sprache ist rein, schlicht und klar. Was er bringt, ist zwar nicht immer neu, aber durchweg hübsch und lesenswert. Mustergültig ist der Druck, reizend die sonstige Ausstattung, namentlich der Bildschmuck von Spitzengriffs Hand. Für den Forscher erwünscht gewesen wäre die Ordnung der Sagen nach inneren Merkmalen; ferner ein kurzer Quellennachweis. Von den berührten Ortschaften nenne ich: Weissenstadt — Waldstein — Ochsenkopf — Kirchenlamitz — Nusshardt — Alexandersbad — Wülfersreuth — Bernau — Mistelgau — Teuschnitz — Bierzeihenheiligen — Bamberg. —

Altfränkische Sagen und Märchen. Von Ehrhard Mesner. Mit Bildern von Lotte Kaabe-Dresden. Verl. Dr. F. P. Datterer u. Cie., Freising-München 1921. 89, 48 S.

Der Verfasser erzählt uns 7 Sagen, in deren Mittelpunkt die oberfränkische Burg Lauenstein steht. Den breitesten Raum nimmt die von der Weißen Frau ein, deren Schicksal in gebundener und freier Form behandelt wird. Von dem Büchlein kann im ganzen Gutes gesagt werden. Der Erzählton ist frisch und unterhaltsam, der Druck schön. Reizvolle

Bilder und Zierleisten beleben das Wort. Das Inhaltsverzeichnis nennt 8 Überschriften: Die Mantelburg — Die Weiße Frau — Das graue Männlein — Der Johannistrunk — Die Falkensteiner Herrn — Das Köhinnengrab — Die goldene Tür — Die böse Sieben. Das Köhinnengrab fehlt im Text. Des Schriftchens Titel erscheint mir in dem Worte „Altfränkisch“ zu weit gefaßt und ist daher räumlich irreführend. Auch enthält es keine Märchen. Märchenhafte Züge weist auf die Erzählung von der „Bösen Sieben“. Die Bezeichnung „Oberfränkische“, ja nur „Lauensteiner Sagen“ hätte mehr gesagt. Mesner gibt diese Einschränkung selbst zu, indem er anschließend an sein Vorwort schreibt: „Von Sängen und Sagen, von Klängen und Klagen ertönte es einst auf Lauenstein! Gar viel schon verrauschte, doch was ich erlauschte, hier bring ich's, mag mancher noch dran sich erfreuen“.

Turnerjugend von Otto Brining, Mitglied des Jugendausschusses der deutschen Turnerschaft. 70 S., kart. Mk. 20.—. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36. 1922. (Aus der Schriftenreihe „Deutsche Jugend“, herausgeg. von Frank Gabel).

Ein kurzer Überblick gibt uns das Wichtigste aus der Geschichte der Leibesübungen und dem Kampf zwischen Turnen und Sport, die, gleiche Ziele verfolgend, sich unnötigerweise heftig bekämpfen. Selbst ein begeisterter Turner, ist der Verfasser nicht blind gegenüber den mancherlei Schatten, die da und dort in Vereinen sich zeigen. Seine wertvollen Anregungen für den Turnbetrieb, für richtige Pflege der Geselligkeit, für Veranstaltung von Turnfahrten und Turnfesten geben den leitenden Stellen der Turnerschaft hehrwürdige Winke. Die Erfüllung seiner laut erhobenen Forderung, der Jugend Anteil zu geben an den Beratungen der Alten und dem Jugendgeist, der neue und bessere Wege gehen will, nicht hindernd im Wege zu stehen, wird auch in der Jugend der Turnerschaft viele neue Freunde gewinnen. Und der Geist Jahns, dessen Bild uns auf der ersten Seite entgegenleuchtet, ist es, der durch das ganze Büchlein geht, der aber auch die Turner erfüllen muß, sollen Volkskraft und Volksbewußtsein wieder gehoben werden. A. Fries